

Jüdisches Magazin für Politik und Kultur

NR. 94 · (4/2023) Kislew 5784 · € 7 · www.nunu.at

nunu

Dossier: Israel und der Terror

Ein Land in Trauer

7. Oktober 2023:

Unterwegs zu den Orten des Grauens

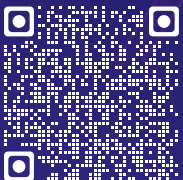


Mein Blick auf Wien gibt dir 1.000 Einblicke.

Ich bin ivie. Mit mir kannst du alle Geheimtipps Wiens kennenlernen. Hunderte spannende Orte warten darauf, von dir entdeckt zu werden.
Denn eines ist sicher:
ich habe viel zu erzählen.



Jetzt gratis downloaden



Deine offizielle
City Guide App

ivie.wien.info



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Solidarität statt Spaltung

7. Oktober 2023. Ein Datum, das für immer in unserem Bewusstsein bleiben wird. Der schlimmste Tag in unserer Lebenszeit. Und die Erschütterung wurde nur wenige Stunden nach dem brutalsten Massaker, dem mindestens 1.200 Israelis zum Opfer fielen, noch tiefer. Schon bald kam es zu einer abstrusen Täter-Opfer-Umkehr. In vielen Städten der Welt wurde unmittelbar nach dem Massaker unter dem Slogan „From the River to the Sea – Palestine will be free“ demonstriert und zur Zerstörung Israels aufgerufen.

Während Israel noch die Toten betrauerte, wurden von Demonstrierenden die Terrorangriffe relativiert. Und nicht nur das: In Wien wurde der jüdische Friedhof geschändet, der Campus der Universität mit antisemitischen und antiisraelischen Slogans beschmiert, vom Wiener Stadttempel eine israelische Fahne heruntergerissen, die Auslagen koscherer Geschäfte eingeschlagen. Im Herbst 2023? Das kann und darf nicht sein. Gleichzeitig bin ich bestürzt über das Schweigen in weiten Teilen unserer Gesellschaft, sowohl über das Massaker in Israel als auch über die antisemitischen Ausbrüche in Österreich, ganz abgesehen von der Stille dazu aus der islamischen Gemeinde in unserem Land. Umso mehr haben die Worte von Michael Köhlmeier gutgetan, die wir mit seiner Erlaubnis abdrucken dürfen.

Einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen auch Begegnungen mit Bekannten, die mir in den vergangenen Wochen „Übersensibilität“ vorhielten.

Hoffnung allerdings gibt uns die unglaubliche Solidarität, die Israel derzeit erfüllt. Noch vor wenigen Wochen war die Spaltung evident, nun ist das Gegenteil zu spüren. Aus dem Norden und Süden des Landes nach Zentralisrael evakuierte Menschen finden Aufnahme bei Familien oder in Hotels, die derzeit durch das Ausbleiben der Touristen ohnehin leer stehen. Wir sind beeindruckt vom enormen Einsatz des neuen israelischen Botschafters in Wien, David Roet. Seine Ankunft in Wien erfolgte nur wenige Tage vor dem 7. Oktober.

Abschied nehmen musste ich von einer besonders lieben Bekannten, Mathilde Margules (1924–2023). Ihre Geschichte als Überlebende eines Kindertransports hat mich besonders berührt und wurde in die Ausstellung *Jugend ohne Heimat* im Jüdischen Museum Wien integriert. Ich werde die beeindruckende Geschichte von Mathilde Margules nicht vergessen.

In dieser schwierigen Zeit wünsche ich Ihnen besonders freudige Momente mit Ihren Lieben. Ein fröhliches Chanukka-Fest, Chag Sameach, alle guten Wünsche für Weihnachten. Auf ein hoffentlich friedliches Jahr 2024.

Entmenschung versus Mensch

Was wird zwischen Endproduktion und Erscheinen von *NU* passieren? Wird Israel die Hamas endgültig besiegt und die Hisbollah zurückgedrängt haben? Wie werden sich die arabischen Nachbarstaaten verhalten? Der 7. Oktober 2023 ist eine furchtbare Zäsur, für Israel, für Jüdinnen und Juden, für die ganze zivilisierte Welt. Mit dem Dossier dieser Ausgabe haben wir versucht, über das tagesaktuelle Geschehen hinaus Artikel und wissenschaftliche Abhandlungen zu sammeln, die Israel und den Terror, dem es ausgesetzt ist, beleuchten.

Mich haben dabei die sehr persönlichen Geschichten von zwei jungen Frauen besonders berührt, die, wie ich glaube, das Lebensgefühl, den Schmerz, die Ratlosigkeit vieler junger Menschen betreffen: Cheli G., österreichisch-israelische Doppelstaatsbürgerin, beschreibt ihren Herzensort Israel, die Sorge um ihre Familie, den Zusammenhalt: „Am Ende des Tages fühlt es sich so an, als würden wir uns alle kurz in den Arm nehmen und uns wissen lassen, dass wir aneinander denken.“

Jetzt mehr denn je.“ Als Lehrerin an einer österreichischen Schule mit besonderen Herausforderungen bleibt sie aus Gründen der Sicherheit anonym, schon jetzt ist sie mitunter Feindseligkeiten von muslimischen Schülern und deren Eltern ausgesetzt. Und Debbie Engelberg, Tochter unserer Herausgeberin Danielle Spera, die in den USA studiert, ist aufgewühlt über die „dritte Front“ des Krieges an den amerikanischen Universitäten. Unser „Unterwegs mit“ ist diesmal ein beklemmendes Unterwegs zu den Orten puren Grauens: Martin Engelberg hat mit einer Delegation europäischer Parlamentarier jene Dörfer besucht, deren Bewohner von der Hamas ermordet, verstümmelt, misshandelt, geköpft, entführt wurden.

Dort die Entmenschung, hier die Menschlichkeit: Mein großer Dank gilt der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller, die uns ihre Würdigungsrede für den jüdisch-ungarischen Schriftsteller Peter Nádas überlassen hat, die sie just an dem Tag hielt, an dem in Israel die Hamas wütete.

Chanukka ist ein Fest des Wunders für Juden, Weihnachten ist ein Fest des Wunders für Christen. *NU*-Herausgeberin Danielle Spera und Dompfarrer Toni Faber haben über das Gemeinsame und Trennende der beiden Religionen ein Buch geschrieben: *Wie ein jüngerer Bruder*, mit einem Vorwort von Oberrabbiner Jaron Engelmayer. Möge das Gemeinsame überwiegen! In diesem Sinne wünsche ich Ihnen Chanukka Sameach, fröhliche Weihnukka, frohe Weihnachten oder einfach nur erholsame Tage zwischen den Jahren, vor allem aber Frieden.

Dossier: Israel und der Terror

Orte puren Grauens

Unmittelbar nach dem Massaker der Hamas reiste ich nach Israel. Es war die aufwühlendste und erschreckendste Reise meines Lebens. Ein Versuch, das Unbeschreibliche zu beschreiben.

Von *Martin Engelberg*

Seite 8

Eine Geschichte von Krieg und Hass

Die historische Region Palästina ist geprägt von jahrhundertalten Konflikten.

Von *Andrea Schurian, Danielle Spera* und *Martin Engelberg*

Seite 11

Israels Dilemma

Der brutale Angriff aus dem Gazastreifen überrascht nur jene, die sich Illusionen hingegeben haben. Die Hamas und dahinter Iran haben schon immer zur Vernichtung Israels aufgerufen.

Von *Leon de Winter*

Seite 15

„Wir werden überleben und wir werden gewinnen“

David Roet, neuer israelischer Botschafter in Wien, hatte keine Zeit, sich in Österreich einzuarbeiten. Wenige Tage nach seiner Ankunft geschah der Angriff auf Israel.

Von *Danielle Spera*

Seite 17

Geschichtsauffrischung für Hamas-Versteher

Kommentar von *Andrea Schurian*

Seite 20

Israel, mein Herzensort

Zunächst konnte ich nicht verstehen, warum mein Bruder und seine Familie sofort nach dem Massaker nach Israel zurückkehrte. Jetzt weiß ich, warum.

Von *Cheli G.*

Seite 22

Die Ideologie des Massenmordes

Seit ihrer Gründung proklamierte die Hamas die Auslöschung Israels als Endziel. Eine historische Analyse.

Von *Jeffrey Herf*

Seite 24

„Die Führung spielt keine Rolle“

Für Einat Wilf steht fest, dass die arabischen Staaten den Palästinensern zu einer Neuorientierung verhelfen müssen. Ein Gespräch mit der israelischen Politologin und Publizistin.

Von *Martin Engelberg*

Seite 27

Wehrhafte Enklaven

Noch vor der Staatsgründung Israels errichteten Hagana-Pioniere in einer geheimen Mission in der Wüste elf jüdische Siedlungen – die elf Punkte im Negev.

Von *Mark E. Napadenski*

Seite 30

Set some things straight

Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 32

Emanzipation statt Opfermythos

Ich kenne eine mögliche Lösung des Konflikts. Aber nicht für die Palästinenser, sondern für Israel.

Von *Mirna Funk*

Seite 33

Die dritte Front

Der Krieg zwischen Israel und der Hamas findet auch an US-amerikanischen Universitäten statt.

Von *Deborah Engelberg*

Seite 38

„Der Gewalt kann man oft nur mit Gewalt begegnen“

Seit der Antike wird darüber nachgedacht, ob und wie Kriege legitimiert werden können. Der Philosoph Konrad Paul Liessmann im Gespräch über den „gerechten Krieg“.

Von *Andrea Schurian*

Seite 39

Zukunft der Entwicklungshilfe

Einige Forderungen für einen Paradigmenwechsel bei den Entwicklungshilfeprojekten an die Palästinenser.

Von *Martin Engelberg*

Seite 42

„Arye, es ist Krieg, wir brauchen dich!“

Der Politologe und Schriftsteller Arye Shalichar ist auch Pressesprecher der Israel Defence Force (IDF) für den deutschsprachigen Raum.

Von *René Wachtel*

Seite 43

„In Frieden auf das Meer schauen“

Yanai Katzir, der Sohn eines entfernten Verwandten, musste seinen Vater als eines der ersten Opfer der Hamas begraben. Er berichtet von den dramatischen Stunden und seinen Gedanken über die Zukunft in Israel.

Von *Danielle Spera*

Seite 45

Gaza und das iranische Regime

Wieso die Rolle des iranischen Regimes bei der Finanzierung der antisemitischen Terrortruppen in Gaza immer noch viel zu wenig beachtet wird.

Von *Stephan Grigat*

Seite 48

„Werden die Ränder stärker, kann es schon schwierig werden“

Der österreichische Diplomat Stefan Lehne sieht im Rechtstrend in Europa eine Gefahr für die Stabilität der EU hinsichtlich der Herausforderungen des Ukraine-Krieges und der Migrationspolitik.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 50

Meine süße Wenigkeit

Mit 17 Jahren habe ich das orthodoxe Viertel Mea Shearim in Jerusalem verlassen. Jetzt bin ich wieder zurückgekehrt.

Von *Tuvia Tenenbom*

Seite 52

Kultur

„Ich kann deine Fragen nicht beantworten. Sei umarmt“

Die russisch-jüdischen Kunstschaffenden Haim Sokol und Shifra Kazhdan haben Russland verlassen, um in Israel neu zu beginnen.

Von *Simon Mraz*

Seite 55

Zwischen Euphorie und Weltschmerz

Bradley Coopers Biopic „Maestro“ zeichnet das turbulente Leben und unkonventionelle Lieben des herausragenden Musikgenies Leonard Bernstein nach.

Von *Gabriele Flossmann*

Seite 57

Nur ein Buchstabe unterscheidet Identitär und Identität

Kommentar von *Andrea Schurian*

Seite 59

Eine starke Partnerschaft

Über Jahrhunderte war das Verhältnis von Hass und Vorurteilen geprägt. Dabei verbindet Judentum und Christentum weit mehr als sie trennt. Von Oberrabbiner *Jaron Engelmayer*

Seite 60

Tür zu einer riesigen Kultur

Ein jüdischer Hochzeitsfilmer verliebt sich in eine Klezmer-Musikerin. „The Klezmer Project“ ist eine Mischform aus Dokumentation und Spielfilm, Roadmovie und kulturwissenschaftlicher Schnitzeljagd.

Von *Gabriele Flossmann*

Seite 62

Monumental und filigran

Über den autobiografischen Roman „Aufleuchtende Details“ von Péter Nádas.

Von *Herta Müller*

Seite 64

Das vorletzte Wort

Terror ist kein Widerstand

Schwierig, in traumatischen Zeiten wie diesen den Humor nicht zu verlieren. Auch *Ronni Sinai* und *Nathan Spasić* sind diesmal nachdenklich.

Seite 68

Rabbinische Weisheiten

Vom Beginn der Zores

Von *Paul Chaim Eisenberg*

Seite 69

© PARLAMENTSDIREKTION/THOMAS TOPF



9. Oktober 2023. Projektion der israelischen Nationalflagge auf der Parlamentsfassade als Zeichen der Solidarität mit Israel.



Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Nächste Ausgabe: April 2024.
Auflage: 4.700

TITELBILD:
© Creative Commons 1.0

Kontakt
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

Bankverbindung
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
IBAN: AT09 2011 1847 3489 6500
BIC: GIBAATWWXXX

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 25,-
Europäische Union: Euro 28,-
Außerhalb der EU: Euro 32,-

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen
Fabian Gaida, Heidi Karner
office@nunu.at

„Ist denn jeder moralische Kompass verlorengegangen?“

© EVA MANHART/APA/picturedesk.com



Donnerstag, 2. November 2023, Wien. Lichtermeer der Initiative #YesWeCare für die Freilassung israelischer Geiseln und gegen Antisemitismus, Terror, Gewalt und Hass.

VON MICHAEL KÖHLMEIER

Was für eine verkehrte Welt! – Ist denn jeder moralische Kompass verlorengegangen? Nach dem unbegreiflich grausamen Überfall der Hamas auf israelische Bürgerinnen und Bürger, habe ich selbstverständlich damit gerechnet, dass weltweit eine Welle der Solidarität mit Israel aufbraust. Dass diese Verbrecher ihre Untaten auch noch mit ihren Handys filmen und in die Welt hinaus schicken – da dachte ich, das wird die härtesten Sympathisanten abstoßen. Es kann doch keine Sache geben, die rechtfertigt, dass kleine Kinder getötet werden! Und dass man auch noch damit prahlt!

Tun wir doch nicht so, als wären diese Verbrecher, diese Gangster, zurückgebliebene Unmündige, die nicht für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden können. Was wollen jene, die auch jetzt noch diese Gräueltaten verteidigen, uns sagen? Seht her, soweit sind diese Menschen getrieben worden, dass ihnen nichts anderen übrigbleibt, als Säuglinge zu massakrieren und ihren eigenen Kindern Sprengstoffgürtel umzubinden, damit sie sich für die gute Sache selbst in die Luft sprengen – und das wird dann als heroischer Akt der Befreiung gefeiert? Das ist ekelhaft! In meinem ganzen Leben ist mir nichts Ekelhafteres begegnet!

Ja, ich habe damit gerechnet, dass

weltweit Hunderttausende auf die Straße gehen und ihre Sympathie für Israel kundtun. Das Gegenteil war der Fall. Das wird auch als die große Schande der Linken in die Geschichte eingehen. Aber das ist das geringste Malheur.

Meine Sympathie, meine Solidarität gehören in diesen Tagen Israel und seinen Bürgerinnen und Bürgern!

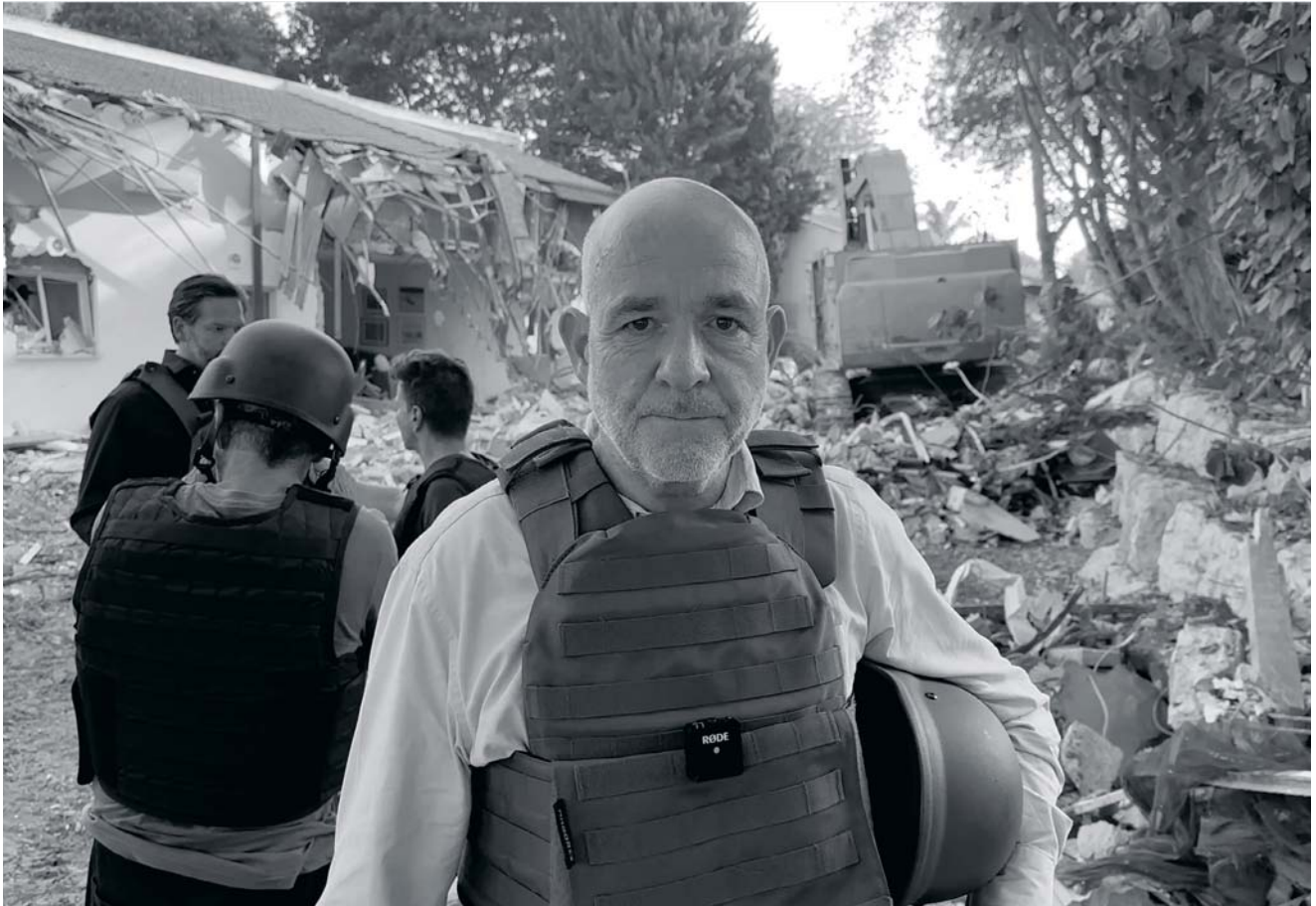
Bei einer Gedenkveranstaltung für die von der Hamas entführten israelischen Geiseln auf dem Wiener Heldenplatz verlas der Schauspieler Daniel Jesch diesen Text des Schriftstellers.

Dossier: Israel und der Terror

„Wir Israelis können überleben, obwohl wir in einem feindlichen, gewalttätigen Umfeld leben. Es ist der Hamas wichtiger, unsere Kinder zu töten als palästinensischen Kindern ein gutes Leben zu ermöglichen.“

(Dan Schueftan, Vorsitzender des National Security Studies Center an der Universität Haifa)

Unterwegs zu Orten puren Grauens



Aus der kleinen, idyllischen Siedlung in der Nähe des Gazastreifens, in der die Hamas wütete, wurde ein Trümmerfeld.

Unmittelbar nach dem Massaker der Hamas reiste ich gemeinsam mit Parlamentariern aus sieben EU-Staaten nach Israel. Es war die aufwühlendste und erschreckendste Reise meines Lebens. Ein Versuch, das Unbeschreibliche zu beschreiben.

VON MARTIN ENGELBERG (TEXT UND FOTOS)

Nur wenige Stunden nach dem schockierenden Angriff auf Zivilisten im Süden von Israel mit 1.200 bestialisch Ermordeten und der Verschleppung von mehr als 200 Geiseln nach Gaza wurden von Seiten der Hamas Berichte lanciert, wonach Israel die Situation aufgebauscht hätte, beziehungsweise die langjährige „Besatzung“ von Gaza den Anstoß für den Überfall auf israelische Zivilisten geliefert hätte. Um sich selbst ein Bild machen zu können, lud ELNET (European Leadership Network) 17 Parlamentarier nach Israel ein. ELNET arbeitet als europäische unabhängige und parteiübergreifende Organisation an einer starken Partnerschaft zwischen europäischen Ländern und dem Staat Israel mit dem Ziel, die Be-

ziehungen zu Israel auf der Grundlage gemeinsamer demokratischer Interessen und Werte zu fördern. Schon der erste Eindruck nach meiner Ankunft auf dem Flughafen Ben Gurion war tatsächlich niederschmetternd. Die Fahrt in die Stadt, üblicherweise in kilometerlangen Staus, verlief anders als üblich, nur wenige Autos waren unterwegs. In Tel Aviv, eine Stadt, die ich stets als eine unglaublich lebhaft, laute und fröhliche erlebt hatte, herrschte gespenstische Ruhe. Das sogenannte Little Manhattan war an diesem Arbeitstag wie ausgestorben. Bis auf wenige Supermärkte waren die Geschäfte geschlossen, alle Restaurants oder Kaffeehäuser hatten ihren Betrieb eingestellt. Auch in unserem Hotel herrschte quasi Notbetrieb, ob-

wohl das Hotel ausgebucht war. Die „Gäste“ waren israelische Familien, die aus den Ortschaften im Süden, an der Grenze zum Gazastreifen, evakuiert worden waren. Auch unter ihnen war die Stimmung mehr als gedrückt. Alle stammten aus Kibbuzim, die in unmittelbarer Nähe zu den Ortschaften liegen, in denen die Hamas gewütet hatte. Meist waren sie am Telefon, um mit Familienmitgliedern und Freunden zu sprechen.

Treffen mit Angehörigen

Neben Österreich nahmen auch Parlamentarierinnen und Parlamentarier aus Griechenland, Kroatien, Deutschland, Tschechien, Slowenien, Belgien, Spanien, Frankreich und Bulgarien teil. Unsere erste Begegnung fand mit Familien statt, deren Angehörige von der Hamas als Geiseln verschleppt worden waren. Die Mutter der 21-jährigen Mia Shem erzählte uns unter Tränen, wie sehr sich ihre Tochter auf das Supernova-Musikfestival gefreut hatte. Nach verzweifelten Anrufen sah die Mutter dann unter vielen Aufnahmen von der Erstürmung des Festivals durch die Hamas, wie ihre Tochter verschleppt wurde. Wir wurden gebeten, alles Menschenmögliche zu tun, um mitzuhelfen, dass die Geiseln befreit würden. „Das Schicksal hat ein Gesicht, das meiner Tochter. Bitte berichten Sie darüber. Die Welt soll wissen, was hier passiert ist“, bat Mias Mutter. Unter den Familien, die von ihren Angehörigen berichteten, war auch der Enkel von Oded und Yocheved Lifshitz, 83 und 85 Jahre alt. Yocheved Lifshitz wurde mittlerweile freigelassen.

Die nächste Station unserer Reise war sicherlich die emotional forderndste. Auf der Shura-Militärbasis im Süden des Landes wurden die Leichenteile von hunderten ermordeten Israelis zusammengetragen. In Containern

werden noch immer nicht identifizierte Leichen und Leichenteile aufbewahrt. Betreut von einem Militärrabbiner versuchte eine eigene Einheit des Militärs, anhand von DNA-Proben die Identität der Toten festzustellen. Es sind fürchterliche Bilder, die wir zu Gesicht bekamen. Verkohlte Körper. Zwei wie aneinandergeschweißte Leichen: Eine Frau, die an ihr Kind gefesselt und bei lebendigem Leib angezündet wurde. Schädel, die so zertrümmert waren, dass nicht einmal mehr mithilfe der Zähne eine Identifizierung möglich ist. Immer noch fehlen mir die Worte, um zu beschreiben, was wir dort gesehen und gehört haben. Der Leichengeruch war unerträglich.

Ein Besuch im besonders schwer getroffenen Kibbuz Kfar Aza, wo auch ein Mitglied meiner erweiterten Familie von Terroristen erschossen worden war, musste kurzfristig abgesagt werden, da ein weiterer Angriff der Hamas befürchtet wurde. Wir fuhren an den Ort zwischen den Kibbuzim Be’eri und Reim nahe der Grenze zu Gaza, wo bei dem Supernova-Festival 260 zumeist junge Menschen erschossen worden waren. Während unseres Besuchs schlug eine Rakete aus dem Gazastreifen auf einem Feld in der Nähe ein. Wir trugen kugelsichere Schutzwesten und Helme und gelangten unverseht in den Kibbuz Be’eri. Ich glaube, wir waren wahrscheinlich die erste oder eine der ersten zivilen Gruppen, die hingekommen sind, denn die Aufräumarbeiten hatten gerade erst begonnen. Es war alles so schrecklich! In dieser kleinen, idyllischen Siedlung, aufgebaut in der zionistisch-sozialistischen Kibbuztradition mit netten, gepflegten Häuschen und kleinen Gärten, war die Zerstörung umso brutaler zu spüren. Einige Häuser waren komplett abgebrannt, andere lagen in Trümmern. Und wieder überall Leichengeruch. Ein Kindergarten, völlig durch-

löchert, Blutlachen auf dem Boden. In der nahe gelegenen Stadt Sderot, die seit Jahren immer wieder aus dem Gazastreifen beschossen wird, wurden uns einige Videos gezeigt, die von der Hamas aufgenommen worden waren. Bilder des Grauens. Unbeschreiblich. Unvergesslich.

Am nächsten Tag besuchten wir nach Briefings in der Knesset und im Verteidigungsministerium verwundete Soldaten in einem Spital. Zwei Männer aus unterschiedlichen Orten in Zentralisrael, einer 23, der andere 40 Jahre alt, hatten im Radio die Berichte über den Hamas-Überfall gehört und sich sofort mit ihren Waffen in die überfallenen Kibbuzim aufgemacht, um die Bewohnerinnen und Bewohner zu verteidigen – mit allen Kräften und unter unglaublichen Bedingungen.

Hamas-Schlächter

Sie erzählten uns, wie erstaunt sie über die technologisch hochmodernen Waffen der Hamas-Schlächter waren. Während des Besuchs im Spital wurden uns auch die Notabteilungen gezeigt. Dorthin werden alle Patienten verlegt, wenn es Bombenangriffe gibt. Tatsächlich fand auch zum Zeitpunkt, als wir dieses unterirdische Notspital besichtigten, ein Raketenalarm statt.

Besonders berührend war das Treffen mit Eyal Waldman, dem Gründer einer weltweit erfolgreichen High-Tech-Firma. Seine Tochter Danielle und ihr Partner waren bei dem Musikfestival ermordet worden. Und ein Mitarbeiter der Palestinian Media Watch zeigte uns, wie die Indoktrination gegen Jüdinnen und Juden in palästinensischen Schulen unterrichtet wird.

Während des gesamten Besuchs sahen wir das Militär in höchster Alarmbereitschaft, immer wieder hörten wir Detonationen, fühlten uns aber dennoch sicher. Die Frage nach den Versäumnissen der Politik oder des Mili-

Einige Häuser waren komplett abgebrannt, andere lagen in Trümmern. Und wieder überall Leichengeruch. Ein Kindergarten, völlig durchlöchert, Blutlachen auf dem Boden.

tärs ist wie der berühmte „elephant in the room“: Jeder sieht ihn, aber keiner will darüber sprechen. Aber, davon bin nicht nur ich überzeugt, das wird einer langwierigen Aufarbeitung bedürfen. Derzeit schiebt man diese Frage jedoch noch beiseite, denn nun geht es in erster Linie um die Sicherheit Israels. Es ist berührend, wie alle zusammenhalten, die Einheit, die im Land herrscht, ist deutlich zu spüren. Die Menschen versuchen zu helfen, wo es geht, sie bringen den Soldaten Essen, warme Unterwäsche und Akkus, viele Menschen spenden Blut. Mein Neffe, er ist gerade 50 Jahre alt geworden und wird daher nicht eingezogen, fährt mehrmals täglich mit Hilfslieferungen; und die Frau meines Cousins half mit, Geiseln zu identifizieren, mit den Familien Verbindung zu halten und damit sozusagen ein Bindeglied zwischen Familien und Militär beziehungsweise Regierung zu bilden.

In Jerusalem wurden wir in der Knesset, dem israelischen Parlament, mit großer Dankbarkeit und Wertschätzung für den Solidaritätsbesuch begrüßt. Zu diesem Zeitpunkt gab es ja kaum Flugverkehr mit Israel und immer Menschen, die ausreisen wollten.

Daher wurde umso mehr hervorgehoben, dass wir als eine der ersten Solidaritätsdelegationen angereist waren. Auch der aktuelle und der frühere Parlamentspräsident haben sich für uns Zeit genommen. Immer wieder wurde betont, wie dankbar Israel für die Solidarität Österreichs sei, im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern wie Frankreich, Belgien oder Irland.

Solidaritätsreise

Als sich herauskristallisierte, dass Bundeskanzler Karl Nehammer eine Solidaritätsreise nach Israel unternehmen würde, verlängerte ich meinen Aufenthalt. Mit dem Bundeskanzler fanden dann auch die Gespräche mit der Notregierung – allen voran Benjamin Netanjahu – im Verteidigungsministerium in Tel Aviv statt, wo die Regierung derzeit ihren Sitz hat. Auch den israelischen Staatspräsident Jitzchak Herzog trafen wir zu Gesprächen. Es ging vor allem darum, dass Israel einem Waffenstillstand keinesfalls zustimmen könne, um der Hamas keine Gelegenheit zur neuerlichen Aufrüstung zu geben. Es solle aber immer wieder Feuerpausen zur Versorgung der Zivilisten geben. Ein wichtiges

Thema in unseren Gesprächen war auch der Umgang mit der Propaganda der Hamas in den sozialen Medien, die ungebremst läuft und der eigentlich nichts entgegengesetzt wird. Denn von israelischer Seite scheut man sich, die Bilder von den Gräueltaten zu veröffentlichen, auch aus Respekt gegenüber den Ermordeten und deren Familien. Uns hat man einen kurzen Zusammenschnitt gezeigt, ohne dass man die Personen erkennt. Grauenhafte Bilder, die mich nicht mehr loslassen.

Es macht einen Riesenunterschied, ob man dieses Grauen sieht, riecht und die Stimmung mitbekommt. Für die Israelis ist es gerade jetzt besonders wertvoll, dass Menschen aus dem Ausland kommen, dass man solidarisch ist, dass man Beistand leistet. Ich werde jetzt immer wieder gefragt, auch von österreichischen Medien, ob ich eine Rachesucht bei den Israelis habe. Dieses Gefühl habe ich überhaupt nicht. Das Wichtigste ist ein starker Zusammenhalt. Man will einfach die Gewissheit herstellen, dass Israel eine Zukunft hat.



Spuren der Verwüstung: Der terroristische Überfall traf Israel völlig überraschend.



Hoffen auf das Wunder: Chanukkaleuchter in den Ruinen.



Keine göttliche Strafe: Ein Heuschreckenschwarm schwebt über Moschaw Neve nahe der ägyptischen Grenze.

Eine Geschichte von Krieg und Hass

Die historische Region Palästina an der südöstlichen Küste des Mittelmeeres bezeichnet ein Gebiet, auf dem sich heute der Staat Israel, der Gazastreifen, das Westjordanland, Jordanien (das Ostjordanland), Teile Syriens und des Libanon befinden.

VON ANDREA SCHURIAN, DANIELLE SPERA UND MARTIN ENGELBERG

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. d. Z. ist erstmals von „Hebräern“, einer frühen Bezeichnung für Angehörige des Volkes Israel, die Rede. Im Verlauf des 12. Jahrhunderts v. d. Z. tauchen die aus dem ägäischen Raum stam-

menden Philister auf. Danach regierten die Israeliten, die Assyrer, die Babylonier und die Perser das Land.

Etwa 600 v. d. Z. wurde der erste Tempel, das Hauptheiligtum des Königreichs Juda, bei der Eroberung Jerusalems 587/586 durch die Neubabylonier zerstört. Damit verlor die jüdische Religion ihren Mittelpunkt. Große Teile der Bevölkerung wurden ins babylonische Exil deportiert. In der Region folgten Alexander der Große, die Ptolemäer, die Seleukiden, die Römer.

Nach der Rückkehr aus dem Exil erbauten die Judäer den Tempel neu, bis dieser bei der Eroberung Jerusalems durch römische Truppen im Jahr 70 v. d. Z. wiederum zerstört wurde. Der jüdische Prediger Joshua, Jesus, wurde für seine Anhänger zum Messias, die christliche Religion entstand. Juden flüchteten nach Asien und Europa.

Unter den verschiedenen Dyna-

stien der muslimischen Araber breitete sich der Islam aus, 700 n. d. Z. wurde auf dem Tempelberg / Haram al-Scharif in Jerusalem der Felsendom errichtet. Seit diesem Zeitpunkt gilt Jerusalem für drei Religionen als heilige Stätte. Es folgte weitere Flucht von Juden aus dem Land.

Mit dem Beginn der Kreuzzüge am Ende des 11. Jahrhunderts wurden in Palästina vier christliche Kreuzfahrerstaaten errichtet. Dem fielen viele Jüdinnen und Juden zum Opfer.

1187 besiegten Sunniten die Kreuzfahrer, besetzten das Land und eroberten Jerusalem. Seit 1291 beherrschten mamelukische Dynastien Palästina. 1516 besiegten osmanische Türken die Mameluken und gliederten es in das Osmanische Reich ein.

Mit dem steigenden Antisemitismus im 19. Jahrhundert begann die Auswanderung nach Palästina. Mit



Washington, 1995: Jitzchak Rabin, Husni Mubarak, König Hussein, Bill Clinton und Jassir Arafat (v.l.) kurz vor der Unterzeichnungszeremonie des Oslo II-Vertrags im Weißen Haus.

Hilfe wohlhabender jüdischer Familien aus Europa und den USA wurde arabischen Großgrundbesitzern karges Land in Palästina abgekauft. Felder wurden bebaut, landwirtschaftliche Kollektive und Ortschaften gegründet. In Jerusalem lebten um 1870 11.000 Juden und 7.000 Muslime.

In Europa entstand unter dem Eindruck des Antisemitismus und der Verfolgungen der Zionismus. 1901 wurde der Jüdische Nationalfonds geschaffen, der für die Bepflanzung des Landes sorgt (250 Mio. Bäume bis heute). Theodor Herzl starb 1904.

Britisches Mandat über Palästina 1923

Der Erste Weltkrieg besiegelte das Ende des Osmanischen Reichs, der Nahe Osten wurde aufgeteilt, hauptsächlich unter den Briten und Franzosen. Palästina wurde britisches Mandatsgebiet, bestätigt durch den Völkerbund im Juli 1922. Im Jahr 1917 erklärte Großbritannien mit der Balfour-Deklaration seine Absicht, in Palästina eine „nationale Heimstätte“ für das jüdische Volk zu errichten. Im Laufe der britischen Mandats Herrschaft über Palästina verschärften sich die jüdisch-arabischen Auseinandersetzungen unter der arabischen Führung des Großmuftis von Jerusalem, Amin Al-Husseini, eines Sympathisanten des NS-Regimes. Nachdem immer mehr Jüdinnen und Juden sich im Land ansiedelten, limitierten die

Briten daraufhin deren Einwanderung. Es kam zum Untergrundkampf gegen die Briten. Während des Zweiten Weltkriegs flüchteten immer mehr Juden nach Palästina. Die Briten kündigten an, das Mandat für Palästina an die Vereinten Nationen zu übergeben.

Am 29. November 1947 beschloss die UN-Generalversammlung, Palästina in einen arabischen und einen jüdischen Staat zwischen dem Jordan und Mittelmeer zu teilen. Alle westlichen Staaten sowie jüdische Vertretungen stimmten für diese Teilung, alle arabischen Staaten dagegen. Am 14. Mai verließen die letzten Truppen Palästina.

David Ben-Gurion, der designierte israelische Ministerpräsident, rief am gleichen Tag den unabhängigen souveränen Staat Israel aus, die Weltmächte USA und Sowjetunion erkannten den Staat Israel diplomatisch an.

Unabhängigkeitskrieg

Bereits am nächsten Tag griffen die Streitkräfte Ägyptens, Jordaniens, Syriens, des Libanon und des Irak Israel an, allesamt Staaten, die aus dem Osmanischen Reich künstlich gegründet worden waren. Dem soeben erst gegründeten Staat Israel gelang es, sich gegen die gewaltige Übermacht zu verteidigen und eroberte rund vierzig Prozent des Landes, das im Teilungsplan für einen arabisch-palästinensischen Staat vorgesehen war.

Die Waffenstillstandslinien vom

Frühjahr 1949 vergrößerten das israelische Territorium von 14.100 auf 20.700 Quadratkilometer – es gilt auch heute noch als Kernland Israels. Jordanien behielt die Kontrolle über das Westjordanland einschließlich Ost-Jerusalem. Der von ägyptischen Truppen besetzte Gazastreifen wurde unter ägyptische Verwaltung gestellt. Syrien machte einige Geländegewinne am Golan. Obwohl unter jordanischer bzw. ägyptischer Herrschaft, wurde weder im Westjordanland noch in Gaza ein arabisch-palästinensischer Staat errichtet, so wie er heute im Rahmen der Zweistaatenlösung gefordert wird.

750.000 Araber flüchteten – auch auf Anraten der arabischen Länder, die meinten, sie könnten wieder zurückkehren, wenn die Juden vertrieben worden seien, andere blieben und wurden vollwertige und gleichberechtigte Staatsbürger Israels.

Die Flüchtlinge wurden von den arabischen Nachbarländern jedoch nicht eingegliedert, sondern in Lagern untergebracht. Sie leben bis zum heutigen Tag in diesen inzwischen zu Städten gewordenen ehemaligen Flüchtlingslagern, oft schon in vierter und fünfter Generation. Diese Aufrechterhaltung eines Flüchtlingsstatus über Generationen ist in der Weltgeschichte einmalig.

1949 schlossen Israel und seine Nachbarstaaten unter Vermittlung der UNO bilaterale Waffenstillstandsabkommen, die das militärische Ergebnis im Prinzip bestätigten. Ein Friedensschluss erfolgte nicht, da die arabischen Staaten Verhandlungen mit Israel ablehnten. In dieser Zeit wurden fast eine Million Jüdinnen und Juden aus arabischen Ländern vertrieben, sie siedelten sich hauptsächlich in Israel an.

Sechstagekrieg 1967

Im Mai 1967 verkündete Ägypten eine Blockade der Meerenge von Tiran für israelische Schiffe. Syrien, Jordanien, der Irak und Saudi-Arabien wurden von Ägypten aufgefordert, ihre Truppen an Israels Grenzen zu stationieren. Der Krieg begann am 5. Juni 1967 mit einem Überraschungsangriff der israelischen Luftwaffe auf ägyptische und syrische Flughäfen, im Zuge dessen die meisten Militärflugzeuge und Startpisten Ägyptens und zwei

Drittel der syrischen Luftwaffe zerstört wurden. Die Israelis rückten nach Ost-Jerusalem und auf das von Jordanien besetzte Westjordanland vor und besetzten die syrischen Golanhöhen. Aufgrund des Drucks der USA und der Sowjetunion wurde bereits am 11. Juni 1967 der Waffenstillstand unterzeichnet.

Israel besetzte das Westjordanland, Ost-Jerusalem, die Golanhöhen, den Gazastreifen und die Sinai-Halbinsel. Israels Staatsgebiet war dreimal so groß wie vorher. Viele Palästinenser kamen im Westjordanland, in Jerusalem und im Gazastreifen unter israelische Militärverwaltung.

Im November 1967 beschloss der UN-Sicherheitsrat die Resolution 242. Diese sieht den Rückzug Israels aus Gebieten vor, die im Zuge des Sechstagekriegs besetzt wurden. Israel war zu einem Tausch bereit: Rückgabe der Gebiete gegen Anerkennung Israels und Frieden. Doch die Arabische Liga betonte ihre unnachgiebige Haltung: kein Friede mit Israel, keine Anerkennung Israels, keine Verhandlungen mit Israel. Die Resolution 242 bedeutete eine Anerkennung der seit 1947 von den Israelis geschaffenen Fakten der Landaufteilung. Sie ist seitdem die Grundlage aller Friedensverhandlungen.

Jom-Kippur-Krieg 1973

Zu Jom Kippur, am 6. Oktober 1973, dem höchsten Feiertag des jüdischen Jahres, folgte erneut ein Krieg. Durch jahrelange sowjetische Rüstungshilfe starteten Ägypten am Suezkanal und Syrien auf den Golanhöhen einen Überraschungsangriff auf Israel. Die Hinweise auf Truppen- und Materialtransporte hatte Israel ignoriert. Die israelischen Verluste waren enorm, Waffen und Munition gingen aus. Erst eine Woche nach Kriegsbeginn begannen die USA, Israel Nachschub an Material zu liefern. Israels Gegenoffensive gelang, doch mit hohen Opferzahlen. Als Reaktion auf den verlorenen Krieg verringerte die OPEC die Ölfördermenge und erhöhte den Ölpreis drastisch, um politischen Druck auszuüben.

1979 wurde auf Initiative des ägyptischen Präsidenten Sadat ein Friedensprozess in Gang gesetzt und der israelisch-ägyptische Friedensvertrag

unterzeichnet, der unter anderem die Rückgabe des Sinai bis 1982 regelte. Der Friedensvertrag wurde 1979 in Washington von Israels Ministerpräsident Menachem Begin und Ägyptens Präsident Anwar as-Sadat unterzeichnet und führte zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und Ägypten.

Libanonkrieg

Auf die Ermordung seines Botschafters am 3. Juni 1982 in London und nach Feuerüberfällen der Palästinensische Befreiungsorganisation PLO auf israelische Siedlungen reagierte Israel am 4. Juni mit massiven Luftangriffen auf PLO-Stellungen im Libanon. Am 6. Juni startete Israel die Invasion des Libanon, sowie einen Überraschungsangriff auf syrische Verbände in der Bekaa-Ebene. Unter dem Druck der USA und der Sowjetunion bot Israel den Syrern den Waffenstillstand an, der auch auf die PLO ausgeweitet wurde. Nach einem Evakuierungsplan mussten 11.000 PLO- und andere palästinensische Kämpfer aus Beirut abziehen. 1983 beendete ein Friedensvertrag zwischen Libanon und Israel offiziell den Krieg.

Intifada

In den 1980er Jahren nahmen die Spannungen zwischen Israelis und Palästinensern immer mehr zu, die 1987 in gewalttätigen Unruhen mündeten, der sogenannten Ersten Intifada (Aufstand).

Die PLO beanspruchte das von Israel seit dem Junikrieg 1967 besetzte Westjordanland und den Gazastreifen mit Ost-Jerusalem als Hauptstadt als Staatsgebiet. Da sich die PLO im tunesischen Exil befand, hatte dieser Akt zunächst symbolischen Charakter.

Auslöser der Intifada war der Zusammenstoß eines israelischen Lastwagens mit zwei palästinensischen Taxis am 8. Dezember 1987. Dabei starben vier Palästinenser. Einen Tag später trafen sich palästinensische Muslimbrüder in Gaza und riefen mit Flugblättern die Bevölkerung des Gazastreifens zum „Widerstand gegen die israelische Besatzung“ auf, unterzeichnet von der Hamas, der „Bewegung des Islamischen Widerstands“, einem Arm der Muslimbruderschaft.

Oslo-Vertrag

Durch den Zusammenbruch der Sowjetunion verschob sich das Kräfteverhältnis in der gesamten Region. Israelisch-palästinensische Geheimverhandlungen führten am 13. September 1993 in Washington zur Unterzeichnung der Osloer Prinzipienklärung in Anwesenheit des israelischen Ministerpräsidenten Rabin und PLO-Chef Arafat. Israel und die PLO erkannten sich im September 1993 gegenseitig an und einigten sich auf einen stufenweisen Abzug israelischer Truppen aus 1967 besetzten palästinensischen Gebieten. In einer fünfjährigen Übergangsperiode sollte eine Palästinensische Autonomiebe-



Jom-Kippur-Krieg, 1973: Verteidigungsminister Moshe Dayan und Staabschef David Elazar an einem IDF-Außenposten in der Nähe des Suezkanals.

© TZION YEHUDA GOVERNMENT PRESS OFFICE

Die gewaltigen finanziellen Unterstützungen wurden zum Aufbau einer militärischen Struktur verwendet. Der Raketenbeschuss auf Israel nahm stetig zu.

hörde die palästinensischen Bevölkerungszentren verwalten und dort für Sicherheit sorgen. Die Errichtung einer palästinensischen politischen Struktur und die Selbstverwaltung der Palästinenser wurde ausgeweitet. Die Zone A – sie umfasst die großen Städte mit Ausnahme Hebrons – wird vollständig von den Palästinensern kontrolliert. Die Zone B steht unter gemeinsamer Regie. Die Zone C – jüdische Siedlungen und unbewohntes Gebiet mit Militärstützpunkten – steht unter dem Kommando Israels. Das Ziel von Oslo II: mehr Autonomie für die Palästinenser, mehr Sicherheit für die Israelis.

Erster Selbstmordanschlag

Parallel dazu kam es im Oktober 1994 zum Abschluss eines Friedensvertrages zwischen Jordanien und Israel. Im November 1995 wurde Jitzchak Rabin von einem radikalen jüdischen Studenten erschossen.

Die Hamas verübte den ersten Selbstmordanschlag in Israel, es folgten hunderte. Fast 400 Israelis wurden ermordet und mehr als 2.000 verletzt. Die im Juli 2000 in Camp David unter Vermittlung des US-Präsidenten Bill Clinton geführten Verhandlungen mit PLO-Chef Jassir Arafat und dem israelischen Premierminister Ehud Barak scheiterten, palästinensische Terroranschläge in Israel machten die Friedensbemühungen zunichte.

2001 wurde ein israelischer Minister von militanten Palästinensern getötet. Die israelische Armee reagierte mit Härte, die Palästinenser mit Anschlägen der Zweiten Intifada. Die Auseinandersetzungen zwischen der israelischen Armee und Palästinensern griffen auf das gesamte Gebiet Israels und der palästinensischen Autonomiebehörde über. Radikale Palästinenser verübten unzählige Selbstmordanschläge. Israel reagierte mit dem Bau eines siebenhundert Kilometer langen Grenzzauns, an manchen Stellen einer Mauer.

Im Februar 2005 verkündeten der israelische Ministerpräsident Ariel Scharon und der palästinensische Präsident Mahmud Abbas eine Waffenruhe.

In den palästinensischen Gebieten – Westjordanland, Ost-Jerusalem und Gazastreifen – leben 5,35 Millionen Menschen. Bei den ersten freien Wahlen 1996 wurde Jassir Arafat zum Präsidenten gewählt, seine Partei, die Fatah, errang die Mehrheit im Parlament. Nach Arafats Tod fanden 2005 erneut Präsidentschaftswahlen statt, die Mahmud Abbas gewann. Er wurde für eine vierjährige Amtszeit gewählt, ist nun aber bereits 18 Jahre im Amt.

2005 zog sich Israel komplett aus dem Gazastreifen zurück. Alle Siedlungen und landwirtschaftlichen Betriebe wurden den Palästinensern übergeben. Darüber hinaus leistete der Westen umfangreiche finanzielle Hilfen. Gaza wird allerdings seit den Parlamentswahlen von 2006 von der radikalislamischen Terrororganisation Hamas kontrolliert, die nach einem blutigen internen Machtkampf die Fatah besiegte und deren ausdrückliches Ziel es ist, den Staat Israel zu vernichten und einen islamischen

Staat zu errichten. Nach Angaben von Amnesty International kommt es in Gaza zu willkürlichen Festnahmen, Folterungen und Misshandlungen politischer Oppositioneller und queerer Personen. Die gewaltigen finanziellen Unterstützungen wurden zum Aufbau einer militärischen Struktur verwendet. Der Raketenbeschuss auf Israel nahm stetig zu. Israel antwortete mit Militärinterventionen, um die israelische Zivilbevölkerung vor den Raketenangriffen zu schützen. Die Ausrüstung der Hamas gipfelte dann mit dem Durchbruch aus dem Gazastreifen und den fürchterlichen Massakern an der israelischen Zivilbevölkerung am 7. Oktober 2023 mit mehr als 1.400 Ermordeten und rund 250 entführten Geiseln.

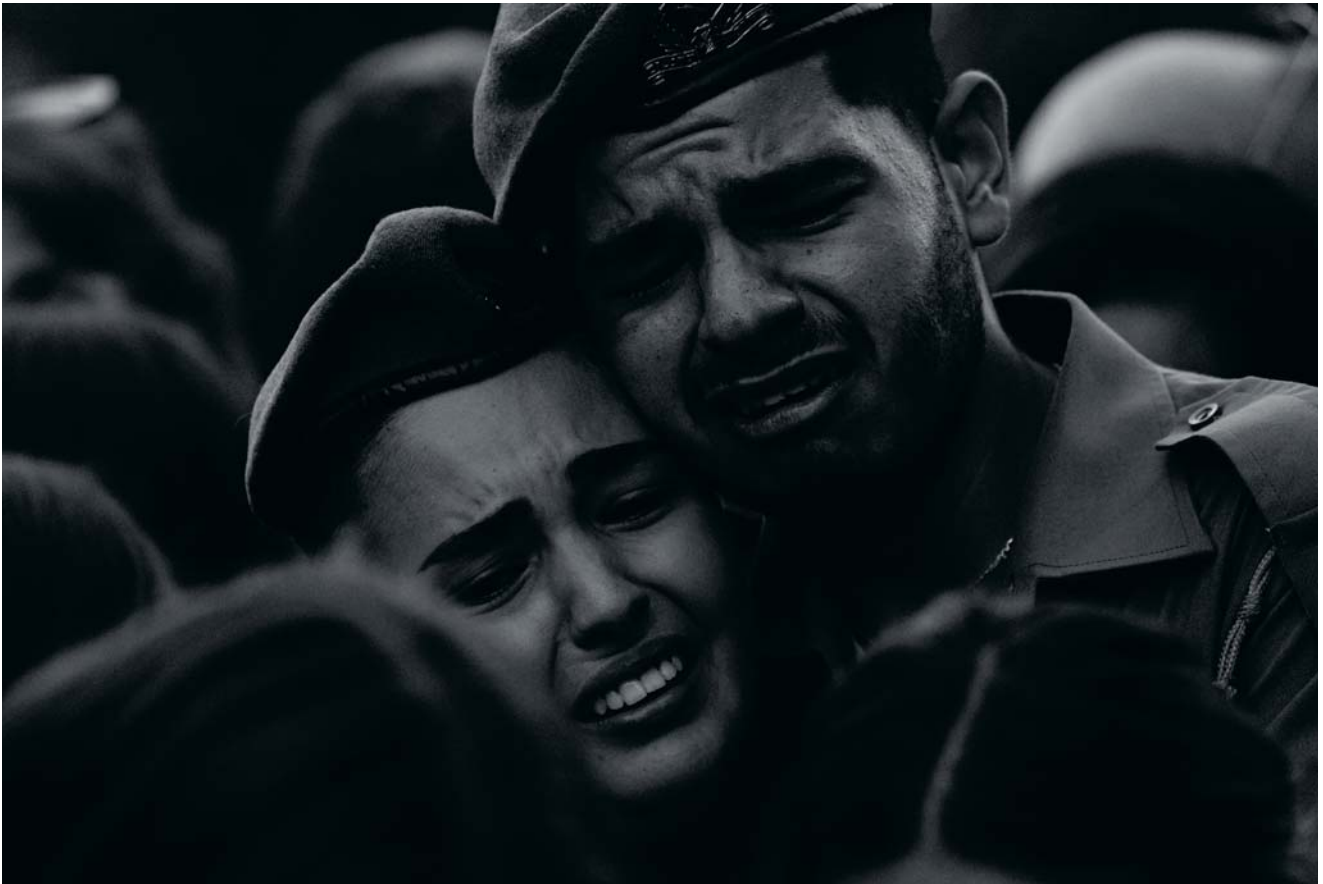
Seit 2007 sind die palästinensischen Autonomiegebiete zweigeteilt: Die Hamas beherrscht den Gazastreifen, die Fatah von Mahmud Abbas regiert das Westjordanland und Ost-Jerusalem. Wahlen gibt es in Gaza seit 2006 nicht, sämtliche Versuche, eine gemeinsame palästinensische Einheitsregierung zu bilden, sind gescheitert.



Mahmud Abbas auf dem Weg zum Palast des jordanischen Königs Abdullah II. in Amman.

© ADDUSTO UR/JORDAN PRESS & PUBLICATION CO/KHALIL MAZRAAWI/CC BY-SA 4.0

Israels Dilemma



© ARIEL SCHALIT/AP/PICTUREDESK.COM

Israelische Soldaten trauern um Sgt. Yam Goldstein und ihren Vater Nadav. Die beiden wurden von Hamas-Terroristen in ihrem Haus im Kibbuz Kfar Aza getötet.

Der brutale Angriff aus dem Gazastreifen überrascht nur jene, die sich Illusionen hingegeben haben. Die Hamas und dahinter Iran haben schon immer zur Vernichtung Israels und der Juden aufgerufen.

VON LEON DE WINTER

Während am vergangenen Samstag palästinensische Terroristen damit beschäftigt waren, ganze Familien in ihren eigenen Häusern und Straßen zu verstümmeln, zu vergewaltigen, zu ermorden und zu enthaupten, befassten sich westliche Medien mit der Frage, wie man eine möglichst ausgewogene

Berichterstattung über das Blutbad gestalten könnte. Manche Redaktoren fanden, das müsse in einen größeren Zusammenhang gestellt werden, und so entstand in den Mainstream-Medien ein perverser Eiertanz der falschen Ausgewogenheit. Wie haben sie das gemacht? Indem sie die Berichte über die Bestialität und drei entscheidende Tatsachen unterdrückten.

Es begann damit, Begriffe wie Terrorist, Mörder und Vergewaltiger zu streichen. Die Hamas-Mörder wurden zu Militanten, Kämpfern oder Bewaffneten. Und was haben die Medien mit der Bestialität getan?

Am Samstag wurden jüdische Mädchen und Frauen massenhaft vergewaltigt, gefoltert und ermordet, ältere Menschen und Kinder wurden massakriert. Sie wurden auf die gleiche Weise massakriert, wie vor nicht allzu langer Zeit die Einsatzgruppen der Na-

zis Juden abschlachteten. Was die Hamas-Terroristen von den Einsatzgruppen unterscheidet, ist die öffentliche Feier der Massaker im Gazastreifen. Die Nazis bemühten sich, ihr teuflisches Werk zu verbergen, weil selbst unter ihnen irgendwo die Einsicht umherirrte, dass das, was sie taten, ein Verbrechen gegen die tiefste ethische Ordnung im Kosmos war. Aber die palästinensischen Terroristen feiern Vergewaltigungen, feiern die Demütigung von lebenden und toten Juden, feiern die Angst im Gesicht der Geisel. Und weltweit werden sie von Menschen mit der gleichen psychopathischen Veranlagung bewundert.

Diese Terroristen geraten in einen Blutrausch, indem sie ihre Opfer buchstäblich in Stücke reißen. Im syrischen Bürgerkrieg werden Gefangene und Opfer versehrt, wie es auch im iranisch-irakischen Krieg geschah.

Die Demütigung des Feindes muss total sein, genauso wie der Sieg oder die Niederlage total sein muss: mit dem Abschlachten aller, die zum Feind gehören. So werden die Dörfer und Regionen der Unterworfenen bis auf das letzte Kind liquidiert. So werden alte, junge, männliche und weibliche Juden von orgiastischen palästinensischen Terroristen abgeschlachtet; und diese werden für das Töten der Unterworfenen gefeiert.

Das Gefängnis der Hamas

Im Oktober 2000 haben sich zwei israelische Soldaten in Ramallah verirrt. Sie wurden ergriffen und verprügelt, getreten und erstochen. Einer der Palästinenser, die daran beteiligt waren, zeigte im Triumph seine blutigen Hände der Menge, die vor dem Haus wartete, in dem das Massaker stattfand. Er wurde beklatscht. Einer der toten Israeli wurde nach draußen geworfen, sein Körper zerfetzt, verbrannt, sein Kopf zu Brei zertrampelt. Unter Jubel wurden die Leichen durch die Straßen geschleift. Was sich am Samstag in Gaza abspielte, war die massenhafte Wiederholung dieses archaischen Stammesrituals an jedem Juden, den die Terroristen in die Finger bekamen.

Viele Medien behielten die größeren Zusammenhänge im Auge, so dass die Bestialitäten kaum in den Blickpunkt gerieten.

Ebenfalls nicht in den Fokus geriet die Tatsache (Nummer eins), dass der Gazastreifen seit 2005 ein unabhängiger Stadtstaat ohne Juden oder israelische Soldaten ist. Die Entscheidung, Gaza zu einer terroristischen Festung zu machen, ist die Entscheidung von Islamisten, die es nicht nötig haben, ein nahöstliches Singapur zu errichten, wo doch Gaza ideal zwischen Israel und Ägypten liegt und schöne Strände oder bunte Märkte hat. Das tyrannische Gefängnis Gaza wurde von der Hamas und nicht von Israel errichtet.

Die Hamas hat den Gazastreifen seit 2005, nach dem vollständigen Rückzug Israels, zu einem Stützpunkt des Terrors ausgebaut. Es glaube niemand die Lüge, Gaza sei ein Gefängnis für jeden Palästinenser. Wer die richtigen Verbindungen hat, geht über Ägypten in den Urlaub und bereist die Welt. Die

reiche und korrupte Oberschicht lebt dort in riesigen Villen, besucht luxuriöse Einkaufszentren und genießt die Strandrestaurants. Schauen Sie sich die Tweets von @imshin an, der den extremen Reichtum in Gaza in seinen Videos aufdeckt.

Eine weitere Tatsache (Nummer zwei), die viele Medien nicht mögen und deshalb verschwiegen, ist die schiere Bosheit, von der die Hamas angetrieben wird. Die Hamas will nicht nur die Juden Israels töten, sondern alle Juden auf der Welt. Davon sprechen die Hamas-Terroristen schon so lange, wie es die Hamas gibt. Für sie ist das Land Israel ein ausschließlich islamisches Land, in dem die Muslime herrschen sollten und nicht die Juden.

1929 töteten Araber siebzig Juden in Hebron, da gab es kein Israel, kein angeblich geplündertes Land, Palästina war britisches Mandatsgebiet. Schon damals entzündeten sich die arabischen Gemüter an Berichten, dass die Juden die Zerstörung des Tempelbergs planten. Die Hamas widmet sich noch immer dieser Art von Aufwiegelung. Der Hass ihrer Anhänger gilt den Juden, von denen sie sich gedemütigt fühlen. Zugleich sagt ihnen ihre Tradition, dass diese Juden minderwertige Nachkommen von Affen und Schweinen und die erbittertsten Feinde des Propheten sind. Darum sollten die Juden vom Angesicht der Erde verschwinden.

Eine dritte Tatsache, die manche westlichen Medien nicht gerne ihrem Publikum präsentieren, betrifft die Art und Weise, wie viele Palästinenser die Juden in Israel charakterisieren: Jeder Israeli sei ein Siedler, behaupten sie. Wenn das so ist, gibt es kein legitimes Israel und keinen legitimen israelischen Bürger. Jeder Jude ist also ein berechtigtes Ziel, das verstümmelt werden muss, um sich für die Demütigungen zu rächen, die der palästinensische Muslim seit hundert Jahren erleiden muss, nachdem er von den Juden angeblich um Land, Häuser und Wohlstand gebracht worden ist.

Irans apokalyptische Pläne

Die meisten Palästinenser werden also niemals die Existenz eines jüdischen Staates akzeptieren. Denn damit müssten sie anerkennen, dass heiliges islamisches Land erfolgreich von

Juden kontrolliert werden kann. Das ist in ihrem religiösen Universum, das mit dem ihrer Juden hassenden iranischen Herren identisch ist, undenkbar.

Der Westen sollte sich nicht in Illusionen verlieren: Die apokalyptischen Ambitionen Irans umfassen die ganze Welt. Auch Christen, Hindus, Buddhisten und Ungläubige müssen vernichtet oder unterworfen werden.

Wir erleben eine orgiastische Explosion von Gewalt, eine mörderische Lust, die kulturell, stammesmäßig und religiös sanktioniert ist, wie zu Zeiten des Propheten. Wohlwollende und sogenannte fortschrittliche israelische Juden wie auch die vielen talentierten und sanften Schriftsteller, die im Westen so beliebt sind, hatten sich gegen alle Vernunft der Illusion hingegeben, es gehe bei dem Streit um Land. Nein. Dies ist eine vormoderne Region, in der Israel zu überleben versucht und dazu das Dilemma lösen muss, wie man sich gegen monströse Verbrecher verteidigt, ohne zugleich selber monströs zu werden.

Ein Großteil der Medien verbreitet die Lüge, dass Israeli und Hamas-Terroristen gleichwertig seien. Es gibt keine Gleichwertigkeit zwischen Licht und Dunkelheit.

Die Hamas kann keinen Frieden schließen, weil der Krieg ihr Wesen ausmacht. Es gibt nur eine Lösung: Der Stärkere gewinnt.

Leon de Winter ist ein niederländischer Schriftsteller und stammt aus einer jüdisch-orthodoxen Familie. Dieser Artikel erschien am 9. 10. 2023 als Gastbeitrag in der „Neuen Zürcher Zeitung“. Die genauen Angaben von Wochentagen wurden nicht adaptiert. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

„Wir werden überleben und wir werden gewinnen“

© OUREL MORGENSZTERN



„Ich bin absolut für ein freies Gaza. Frei von Hamas, frei von Terrorismus, bereit für ein friedliches Miteinander.“ Botschafter David Roet hofft auf einen Frieden mit den Palästinensern.

Der neue israelische Botschafter in Wien, David Roet, hatte keine Zeit, sich in Österreich einzuarbeiten. Wenige Tage nach seiner Ankunft geschah das präzedenzlose Massaker der Hamas.

VON DANIELLE SPERA

David Roets bisherige Karriere war auf die Beziehungen mit den USA und den Vereinten Nationen fokussiert. Der Diplomat, dessen Vorfahren aus den Niederlanden und Deutschland stammen, hatte Wien immer als

Wunschposten auf seiner Agenda. Dass es ein derart dramatischer Anfang sein würde, konnte niemand ahnen.

NU: Herr Botschafter, mit welchen Gefühlen beginnen wir dieses Gespräch?

David Roet: Ich habe mich gestern mit meinem engsten Schulfreund getroffen, einem früheren Wissenschaftsminister Israels, der seinen Sohn verloren hat. Dieser Sohn hat mit zwei anderen Männern versucht, einen Kibbuz zu verteidigen. Er hatte die Nachricht über das Eindringen der Hamas gehört und seine Kameraden aufgeweckt. Der 7. Oktober war Schabbat und ein Feiertag. Alle haben noch geschlafen. Um 06.31 Uhr hat er seinem Vater die Nachricht geschrieben: „Bitte bleibt zu

Hause, ein Krieg hat begonnen.“ Unmittelbar danach schrieb er seinem Onkel, der in dem Kibbuz lebt: „Bitte lauft sofort in den Schutzraum.“ Der letzte Anruf ging an seine Freundin: „Ich liebe dich, hier passiert etwas Furchtbares.“ Diesen Anruf nimmt sie als letztes Geschenk von ihm wahr. Er hat für uns alle gekämpft. Als ehemaliger Minister bekam mein Schulfreund viele Nachrichten von verzweifelten Menschen, bitte helft uns, schickt die Armee, wo ist die Armee?

Ja, wo war die Armee? Das ist die Frage, die jeder stellt... Sie kommen ja soeben aus Israel zurück. Bitte beschreiben sie die Stimmung.

Es ist ein anderes Land, als das, aus dem ich vor ein paar Wochen nach

Österreich gekommen bin. Diese Wochen fühlen sich wie tausend Jahre an. Für Israelis ist es eine traumatische Zeit. Ich sehe jetzt keine Spaltung mehr im Land, alle stehen zusammen und kämpfen gemeinsam. Meine Tochter war das erste Mal seit dem Massaker in Tel Aviv, sie berichtet von unglaublicher Solidarität und Hilfestellung. Jedes Auto, jedes Taxi hat Fotos von entführten Menschen aufgeklebt. Man sammelt Kleidung, Lebensmittel für die Soldaten, Menschen kommen auf die Straße und musizieren vor Gruppen von Soldaten, um so ihre Unterstützung zu zeigen. Fast 200.000 Menschen sind derzeit unterzubringen, da ihre Dörfer aus Sicherheitsgründen evakuiert wurden. Sie wohnen in Hotels oder bei Familien, die sie aufgenommen haben. Mein Schwager fährt wie viele Israelis hin und her, um zu helfen. Man versucht, das Leben irgendwie wieder in Schwung zu bringen. Als ein starkes Zeichen: Wir werden überleben und wir werden gewinnen.

Sie waren zum Zeitpunkt des Massakers am 7. Oktober noch nicht einmal hier in Österreich akkreditiert. Sie hatten gar keine Zeit, sich hier einzufinden.

Richtig, aber ich bin überwältigt von der Wärme und Zuwendung, die ich durch ihre Regierung erhalte, auch durch die Politiker aus anderen Parteien. Es ist beeindruckend, vor allem auch die Unterstützung, die Israel aus Österreich erhält, in Israel wird das mit großer Freude aufgenommen. Österreich war das erste europäische Land, das nach dem Massaker die israelische Fahne gehisst hat. Auch die Tatsache, dass Österreich die Zahlungen an die Palästinenser gestoppt hat, ist ein extrem wichtiges Zeichen, denn diese Gelder kommen der Hamas zugute. Hier übernimmt Österreich eine Vorreiterrolle. Auch die Schweigeminute im Parlament war bemerkenswert.

Was waren Ihre Erwartungen, bevor sie ihren Dienst hier angetreten hatten? Die Ereignisse vom 7. Oktober waren ja nicht vorhersehbar.

Ich war mehrere Male hier, etwa beim Salzburg Seminar. Ich bin mit meiner Familie durch Österreich gereist und war von der Schönheit des

Landes begeistert. Dann zu Silvester 2020 ist eigentlich die Entscheidung gefallen. Wir waren hier mit der Familie meines Schulfreunds, von dem ich eingangs erzählt habe. Um Mitternacht haben meine Frau und ich gefunden, dass Österreich ein wunderbarer Posten sei. Als dann tatsächlich meine nächste Station zum Thema wurde, hat es sich so großartig ergeben, obwohl meine früheren Arbeitsbereiche in den USA und bei den Vereinten Nationen lagen. Jetzt bin ich glücklich hier zu sein, in der Hoffnung auf bessere Tage für unser Land.

Welche Rolle kann Österreich dabei spielen?

Österreich ist wie Israel ein kleines Land, doch für Israel ist es eines der wichtigsten Länder innerhalb der EU. Es bezieht mit einigen anderen Staaten klar Stellung für die richtige Seite. Wir haben wieder festgestellt, auf welcher Seite die UNO bzw. manche EU-Staaten stehen – nicht auf der Seite der Demokratie. Bundeskanzler Karl Nehammer hat in Israel auch eine Frau getroffen, deren Töchter nach Gaza entführt wurden. Sie sagte zu ihm: „Bitte helfen Sie in der EU und in internationalen Organisationen, dass die israelischen Geiseln nicht vergessen werden. Zu wenige Menschen sprechen über die Geiseln, Österreich hat da eine starke Stimme.“ Es ist wichtig für uns, Freunde zu haben, wir wissen, dass Österreich dazu zählt.

Wir sind alle bestürzt darüber, wie die Medien bereits kurz nach dem Massaker umgeschwenkt sind und auf die Propaganda der Hamas hereinfallen. Was kann Israel hier tun, um die Perspektive geradezurücken?

Hier in Österreich ist die Berichterstattung halbwegs erträglich, es sollte aber nicht nur halbwegs sein. Es geht nicht um den Konflikt, nicht um die Siedlungen oder die israelische Innenpolitik, solche Gespräche habe ich während meiner gesamten Karriere geführt. Hier geht es um den brutalsten und grausamsten Akt von Terrorismus, kurz gesagt um das Böse. Da gibt es keine zwei Seiten. Vor kurzem war ich in einer Diskussion bei der UNO und hörte wieder einmal: Wir müssen ausgewogen sein, wir müssen beide Seiten aufrufen, sich an

internationales Recht zu halten. Ich sagte: „Feuern Sie Ihre Redenschreiber. Denn die einzige Seite, die ich kenne, sind junge Menschen, die auf einem friedlichen Musikfestival tanzen und brutal ermordet werden, wie auf einer Schlachtbank.“ Oder auch die Explosion in einem Spital. Hamas behauptete sofort, dass die Israelis schuld wären und es 500 tote Palästinenser gäbe. Wie geht denn das? Zu viele Journalisten haben das unmittelbar übernommen, ohne es zu überprüfen. Das ist gefährlich. Denn wenig später gab es Angriffe auf israelische, auf jüdische oder amerikanische Einrichtungen. So eine Berichterstattung hat fürchterliche Folgen.

Wie kommt es, dass Israel immer in diese Rolle gedrängt wird, während die Palästinenser selbst nach diesem Zivilisationsbruch als Opfer dargestellt werden?

Ich habe keine Antwort darauf, als Sohn eines Holocaust-Überlebenden stelle ich ungern Parallelen her. Doch was am 7. Oktober passiert ist, erinnert an die Verbrechen der Nazis. Auch spreche ich nicht über Antisemitismus, wenn das nicht gerechtfertigt ist. Aber das Herausheben Israels, das ständige Heranziehen eines speziellen Standards, die Blindheit gegenüber anderen Staaten und nun die Unausgewogenheit nach diesem grauenvollen, nie dagewesenen Massaker ist sehr beunruhigend. Es hat auch mit Unwissenheit, vor allem der Jugend, zu tun und mit Unverständnis. Ich verlange nicht, dass man Israel automatisch unterstützt, ich verstehe Kritik an der israelischen Regierung, aber man muss differenzieren. Ich fürchte, da sind viele im Automatic-Modus starker anti-israelischer Gefühle unterwegs. Das ist keine befriedigende Antwort, ich weiß.

Es ist unvorstellbar, dass dies nach dem Massaker an völlig unschuldigen Menschen noch immer so ist. Hier wurden Menschen getötet, die in der Mehrzahl Unterstützer einer Verbesserung der Lebensbedingungen in Gaza und eines besseren Verhältnisses mit den Palästinensern waren.

Das wurde beim Besuch von Kanzler Nehammer auch deutlich. Es geht nicht um den Konflikt oder wer wo

hinter der grünen Linie siedelt, es geht um einen Kampf zwischen zwei Kulturen, zwei Zivilisationen. Eine davon ist Hamas, mit ihrem barbarischen Einsatz auch von Hochtechnologie, die ihr zur Verfügung gestellt wird. Hamas kämpft nicht nur gegen Israel, das muss allen bewusst sein. Wenn sie hier siegen, dann werden sie andere Staaten übernehmen. Sie werden zu noch mehr Vermögen kommen. Wenn der Iran dann auch noch über die Atombombe verfügt, dazu die Strömungen in Europa, werden sich diese Todesschwadronen noch weiter ausdehnen. Am 7. Oktober wurden übrigens auch viele nichtjüdische Menschen getötet. Der Kampf richtet sich gegen die Ideologie von Hamas, die mit ISIS vergleichbar ist. Es gab den Terroranschlag vor drei Jahren in Wien, gerade wurden schwedische Fußballfans in Belgien ermordet. Das sind verrückte Extremisten, angetrieben von dieser Ideologie. Nach den 2.000 Hamas-Terroristen kamen hunderte Palästinenser aus Gaza, die sich den Mördern angeschlossen und sich an den Schlachtungen von unschuldigen Menschen beteiligt haben. Wie war das möglich, wer bringt ihnen so etwas bei? Darüber müssen wir uns Gedanken machen! Das bedroht uns alle. Das muss die Welt verstehen, das müssen wir alle gemeinsam angehen. Stattdessen wenden sich viele wieder den alten Mustern zu.

Man stellt sich fassungslos und verzweifelt die Frage, wie dieses massive Eindringen von Mördern geschehen konnte?

In Israel ist man schockiert, wütend, traurig. Aber wir müssen mit der Aufarbeitung warten, bis wir den Terror besiegt haben. Dann werden wir uns diesen Themen zuwenden. Israel war vielleicht – obwohl wir in dieser Region leben, wo Irrationalität vorherrscht – zu hoffnungsfroh. Wir haben daran gearbeitet, die Lebensbedingungen der Menschen in Gaza zu verbessern. Wir haben tausenden Palästinensern Arbeit geboten, damit sie sich in Gaza ein besseres Leben aufbauen. Sie haben in Israel ein Vielfaches von dem verdient, was sie in Gaza bekamen. So haben wir gehofft, dass die Hamas die Unterstützung aus den eigenen Reihen verliert. Is-

raelische Familien – besonders in den jetzt überfallenen Kibbuzim – haben Freundschaftsgruppen gegründet, die Palästinenser aus Gaza kamen regelmäßig auf Besuch zu ihnen. Doch das war offenbar ein Fehler. Am 7. Oktober wurde auch dieses Vertrauen getötet.

Was wird der „Day after“ bringen, was wird in den nächsten Wochen passieren?

Die israelische Armee ist stark und gut vorbereitet. Wir wurden überrascht, aber wir werden uns nie wieder überraschen lassen. Sollte die Hisbollah aus dem Norden angreifen, wird sie eine entsprechende Antwort erhalten. Niemand darf erwarten, dass Israel nicht reagiert. Wir werden uns mit aller Kraft verteidigen. Die Welt sollte zu verhindern trachten, dass die Hisbollah und der Iran den Fehler der Hamas begehen. Auch auf einen bestimmten Staat, der die Hamas finanziert, muss der Druck aufgebaut werden. Wir können die Ideologie nicht auslöschen, aber wir können ihre Kampfkraft eindämmen. Das wird ein blutiger Kampf, mit vielen Opfern auf israelischer, aber auch auf palästinensischer Seite, denn Hamas benutzt Zivilisten als Schutzschilde. Wir werden es in unserem Tempo durchführen, bis jeder dieser Mörder seine gerechte Strafe bekommen hat. Es geht nicht um Rache, sondern um Gerechtigkeit und um die Möglichkeit, dass Israelis und Palästinenser in Frieden leben. Ich bin absolut für ein freies Gaza. Frei von Hamas, frei von Terrorismus, bereit für ein friedliches Miteinander.

Wenn die Hamas-Terroristen von hunderten Menschen begleitet wurden, die auch brutal gemordet haben: Bedeutet das nicht, dass, selbst wenn die Hamas besiegt ist, das Morden weitergehen wird?

Selbst wenn wir noch am 6. Oktober miteinander gesprochen hätten, hätte ich gemeint, dass ein friedliches Miteinander möglich ist. Die Palästinenser werden uns nie lieben, jetzt ist es mehr denn je evident. Daher müssen wir extrem vorsichtig sein und alles unternehmen, dass sich so etwas nie wiederholt. Wie wir das langfristig erreichen, ob wir eine große Sicherheitszone einrichten müssen oder wer Gaza kontrolliert, das ist heute

schwierig vorherzusehen. Es sind so viele Menschen ermordet worden, die einen Frieden der Herzen wollten, die sich so sehr für die Palästinenser eingesetzt haben. Ich hoffe immer noch, dass Frieden mit den Palästinensern möglich ist. Ich glaube nicht, dass dort das Böse vorherrscht, aber sie haben einfach Anführer, die nur das Böseste vorhaben und ihre Mitmenschen genauso erziehen und indoktrinieren. Ich bin jetzt hier in Österreich, der Nachbarstaat ist Deutschland. Hier hat man erlebt, dass sich Menschen ändern konnten. Aber dazu braucht es die Bereitschaft. Der palästinensische Vertreter in Wien kann nicht einmal eingestehen, dass Hamas eine Terrororganisation ist. Da müssen viele Staaten aufstehen und sagen: Das geht nicht. Denn damit legitimiert man die Verbrechen der Hamas.

Die israelische Bevölkerung hält derzeit zusammen wie aneinandergeschweißt. Wird das so bleiben?

Es ist großartig, was wir jetzt erleben. Reservisten, die noch vor ein paar Wochen gemeint haben, sie würden das Land nicht mehr verteidigen, stehen jetzt an vorderster Front. Wir werden sehen, wie sich alles entwickelt, jedes Trauma löst Veränderungen aus. Wir hoffen, dass es Veränderungen zum Besten geben wird.

Vielleicht noch ein paar Worte über ihre Herkunft?

Meine Familie kommt väterlicherseits aus den Niederlanden, mütterlicherseits aus Deutschland – mit unglaublichen Überlebensgeschichten. Mein Onkel war ein Klassenkamerad von Anne Frank, er hilft jetzt bei der Versorgung von Menschen, die evakuiert worden sind. Mein Vater war ein ewiger Optimist. Es ist vielleicht gut, dass er nicht mehr miterleben musste, was jetzt passiert ist. Als Überlebender hat er sich sehr für die Holocaust Remembrance eingesetzt und war Mitgründer der Organisation „Jeder Mensch hat einen Namen“. Er glaubte an ein Zusammenleben aller Nationen und war sehr sensibel gegenüber dem Leiden anderer Lebewesen, auch der Tiere. Bei uns zu Hause gab es nur kleine Eier. Mein Vater meinte, für die großen Eier müssen die Hühner sicher leiden.



Geschichtsauffrischung für Hamas-Verstehende

KOMMENTAR VON ANDREA SCHURIAN

Kaum hatte Mitte Oktober die Bombe auf dem Parkplatz eines Krankenhauses in Gaza eingeschlagen, schon sprach die Hamas von bis zu 800 Toten, die Opfer eines israelischen Luftangriffs geworden wären. Auch unser Herr Bundespräsident (UHBP) ixte damals umgehend seinen tiefsitzenden „Schock über die Meldung eines Raketenbeschusses des al-Ahili-Arab-Krankenhauses in Gaza mit hunderten Toten“. UHBP scheint der Terrororganisation Hamas mehr zu glauben als dem Staat Israel, der innerhalb weniger Stunden anhand von Aufnahmen und abgehörten Telefonaten beweisen konnte, dass die Rakete von Dschihadisten aus dem Gazastreifen selbst abgefeuert worden und die Opferzahl überdies deutlich niedriger war. Den Lügen der Hamas sind auch Journalisten aufgesessen. Check-Check-Doublecheck ist in Zeiten sozialmedialer Hysterie offenbar aus der Mode gekommen. Anders als andere Medien ließ das österreichische Leitmedium ORF eine eindeutige Klarstellung der Falschmeldung vermissen. Manchmal dauert Nachdenken offenbar länger.

Sechs Tage hat es gebraucht, bis die Muslimische Jugend Österreichs (mjö) auf das Gemetzel in den Morgenstunden des 7. Oktober reagiert hat. „Wir sind sprachlos und bestürzt über die Bilder und Berichte, die uns in den letzten Tagen aus dem Heiligen Land erreicht haben“, veröffentlichte sie am 13. Oktober auf der mjö-Instagram-Seite, eine recht allgemein gehaltene Stellungnahme: „Für das Töten von ZivilistInnen, Unschuldigen, Alten, Frauen und Kindern darf es niemals eine Rechtfertigung geben – weder politisch noch religiös – nicht in Israel und nicht in Palästina. [...] Wir stehen unseren Jugendlichen bei, die Fami-

lienmitglieder verloren haben und in Sorge um ihre Familien sind, und fühlen mit unseren jüdischen FreundInnen, die Verwandte und geliebte Menschen in der Region haben.“

Eine klare Distanzierung zur Hamas fehlt zwar, aber immerhin fanden die jungen Musliminnen und Muslime tröstende Worte für Jüdinnen und Juden. Nicht so die Sozialistische Jugend Vorarlbergs, die stramm antiisraelische Umsturzfantasien einer marxistischen Plattform teilte. Nach SP-interner Rüge inklusive Parteiausschlüssen legten die Jungsozis nach: Man lehne Ideologie und Methoden der Hamas ab, stelle sich aber klar „gegen die Unterdrückung der Palästinenser durch den israelischen Staatsapparat“. Ähnlich klangen die jungen Kommunisten (KJÖ), die sich mit den „palästinensischen Kampfverbänden“ und deren „Überraschungsangriff auf israelische Militärposten und zionistische Siedlungen“ solidarisch erklärten, denn Israel sei nicht „das Opfer in dieser Situation“. Auch Klimavorleberin Greta Thunberg postete unter dem Hashtag „Stand with Gaza“: „Die Welt muss ihre Stimme erheben und einen sofortigen Waffenstillstand, Gerechtigkeit und Freiheit für die Palästinenser und alle betroffenen Zivilisten fordern“, ohne auch nur ein einziges Wort über die israelischen Opfer des Terrorüberfalls zu verlieren.

In der „Fridays for Future“-Bewegung seien Antisemitismus und Antisraelismus weit verbreitet, analysierte der Antisemitismusbeauftragte des Landes Baden-Württemberg, Michael Blume. Dürfte stimmen, denn allzu großer Protest gegen Thunbergs Pro-Gaza-Revolutionsspost regte sich in der klimabewegten Szene nicht. Während der *Welt am Sonntag*-Journalist Frédéric Schwilden auf seine an deutsche Prominente verschickte Bitte um Solidaritätsbekundungen mit Jüdinnen

und Juden fast nur Absagen bekam, verurteilten rund 700 Hollywood-Stars in einer gemeinsamen Aussendung einhellig den Terror der radikalislamischen Hamas.

In Großbritannien wiederum unterstützten etwa 2.000 Kunstschaaffende, darunter Filmstar Tilda Swinton, auf artistsforpalestine.org.uk die „globale Bewegung gegen die Zerstörung von Gaza“. Auch Österreichs Intelligenzija, die mit Tadel üblicherweise nicht geizt, hat – mit wenigen Ausnahmen wie etwa Michael Köhlmeier und Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek – in den Schweigemodus gewechselt. Kein Pamphlet gegen Hamas-Fahnen-Schwinger, kein Appell an Rotes Kreuz und UNO, sich Zutritt zu den Geiseln zu verschaffen, kein Protest, dass UNRWA-Mitarbeiter im Gazastreifen nichts mitbekommen haben wollen von – mit Hilfsgeldern der USA und EU finanzierten – Raketen- und Bombenbauarbeiten? Dafür sagte Lukas F., Mitglied des Bezirksvorstandes der Sozialistischen Jugend Wien Alsergrund: „Wenn jemand fragt, warum ist alles so grausam, dann gibt es nur eine Antwort: Die Existenz des israelischen Apartheid- und Terrorstaates. Und wenn derjenige wissen will, wie das beendet werden kann, dann indem dieser israelische Terror- und Apartheidsstaat weg ist!“ Seit jeher wird linker Antisemitismus mit Israelkritik kaschiert.

Tatsächlich waren in Israel die unter „Allahu akbar“-Rufen ermordeten und geschändeten Menschen nicht einmal beerdigt, schon kamen die Verstehere und Verharmloser mit Relativierungsprosa und Whataboutismus daher. Wie der Typ im Kaffeehaus. „Na“, sagte er in die Runde und nickte, ergriffen von der Raffinesse seiner Argumentation, selbstgefällig mit dem Kopf: „Wenn wir schon über Terror reden, den gibt’s dort wie da. Weißt eh,

wer Dr. Goldstein war?“ Ja, weiß ich eh, Baruch Goldstein war ein jüdischer Rechtsradikaler, der 1994 am Grab des Patriarchen in Hebron 29 Palästinenser tötete. Abgesehen von rechtsextremen religiösen Spinnern verurteilte die überwiegende Mehrheit der israelischen Bevölkerung die Bluttat. Und mit den Worten, er sei als Israeli zutiefst beschämt, erwies der damalige Ministerpräsident, Jitzchak Rabin, dem palästinensischen Volk und dessen Führer, Jassir Arafat, seine Anteilnahme. Ein Jahr später wurde Rabin selbst Opfer eines Attentats. Der religiöse Fundamentalist Jigal Amir erschoss ihn aus Wut über die Osloer Friedensabkommen. Goldstein und Amir: zwei furchtbare Verbrecher, gewiss. „Aber“, fragte ich den Typen zurück, „kennst du auch alle Namen islamistischer Attentäter, die Busse, Bahnhöfe, U-Bahnen, Flughäfen, Zeitungsredaktionen, Konzerthallen, Kaffeehäuser, Synagogen, Kirchen, Menschen in die Luft gesprengt, mit Flugzeugen die Türme des World Trade Center zum Einsturz ge-

bracht, Städte wie London, Paris, Brüssel, Madrid und Kopenhagen ins Chaos gestürzt, Schrecken und Tod auch in Wien verbreitet und die in Israel Babys geköpft, Familien ausgelöscht, junge und alte Menschen gefoltert und getötet haben?“

Ihnen allen täte ein Geschichtsauffrischungsunterricht gut. Denn natürlich kann man über die Siedlungspolitik der letzten Jahre diskutieren – die israelische Zivilbevölkerung tat dies auch und drückte zu Zehntausenden bei riesigen Demonstrationen ihren Unmut aus. Aber die Palästinenser selbst verspielten in den letzten 75 Jahren mehrmals die Gelegenheit eines eigenen Staates. Das erste Mal 1947, als die UN-Generalversammlung die Teilung in einen jüdischen und einen palästinensischen Staat vorsah, mit Jerusalem als internationaler Zone unter UN-Verwaltung. Der gesamte Westen, die in Palästina lebende jüdische Bevölkerung sowie die Jewish Agency stimmten zu, alle arabischen Staaten und die Palästinenser geschlossen da-

gegen. Auch danach (1978, 2000, 2008) wurden Hoffnungen der Bevölkerung auf einen eigenen Staat nicht zuletzt durch innerpalästinensische Machtkämpfe und Widerstand arabischer Bruderstaaten zunichte gemacht.

Tatsächlich sind es islamistische Terroristen, die den Gazastreifen in ein Freiluftgefängnis verwandelt haben, seit 2005 ist dort kein einziger israelischer Soldat mehr stationiert. „Free Gaza from Hamas“ wäre folglich der einzig adäquate Kampfruf auf propalästinensischen Kundgebungen – und auch für Postings vom UHBP abwärts.

Der sagte vor fünf Jahren, bald werde man alle Frauen auffordern müssen, aus Solidarität ein Kopftuch zu tragen. Jetzt könnte er analog dazu alle Männer auffordern, aus Solidarität mit der jüdischen Bevölkerung eine Kippa zu tragen. Und vielleicht ringt er sich sogar die Feststellung ab, dass Islamismus – ebenso wie Rechtsradikalismus – mit westlichen Werten ganz gewiss nicht kompatibel ist.



חג חנוכה שמח

Wir wünschen ein erleuchtetes und friedliches Chanukka-Fest.

Ausbildungen mit Start im Februar

- / Deutsch und Integration
- / EDV und Office-Basics
- / Bürokaufmann/-frau
- / Job Coaching - Bewerbungstraining

Israel, mein Herzensort



Kann Zuhören denn alles sein? „Ich bin nicht mit meinen Geschwistern in Israel aufgewachsen, aber nun spüre ich eine Verpflichtung vor Ort zu sein.“

Dass mein Bruder, seine Frau und seine Kinder, die zum Zeitpunkt des Massakers gerade in Wien waren, sofort nach Israel zurückkehrten, verstand ich zunächst nicht. Jetzt denke ich, das Wort „Zusammenhalt“ beschreibt ihre Entscheidung am besten.

VON CHELI G.

Vor ein paar Jahren hat sich das Wort „Herzensort“ in meine Gedanken eingeschlichen. Wenn man es ausspricht, so dachte ich, klingt es vermutlich etwas dramatisch. Vielleicht umschreibe ich es deshalb lieber. Wenn ich diesen Begriff in Worte oder eher in viele Orte fassen müsste, dann würde ich folgende wählen: Tel Aviv, Ra'anana, Haifa, Jerusalem und Jokne'am. Der vielleicht etwas andere Familienausflug durch Israel. Ein Land, das uns fünf Geschwister immer wieder zusammenführt. Das Fundament für die späteren Zusammenkünfte und

die Verbindung hat mein Vater gelegt. Er wuchs in Israel auf und wurde dreifacher Vater – doch wo die Liebe hinfällt: Anfang der 1990er Jahre entschied er sich dazu, nach Österreich zu ziehen, Wien ist bis heute sein Lebensmittelpunkt. Mit dieser Entscheidung wurde auch die Familie erweitert, und es folgte ein Pendeln zwischen zwei Ländern. Je älter ich wurde, desto weniger stellte sich für mich die Frage, ob Österreich oder Israel jener Ort sein würde, an dem wir uns wiedersehen werden. Immer war es Israel. Die Familie wuchs um Nichten, Neffen, Cousinen und Cousins weiter an.

Um den dramatischen Beigeschmack der ersten Zeilen nochmals aufzugreifen, fand ich auch hier ein Wort, das meinen Zustand bei der Abreise sehr gut beschrieb. Es fühlte sich immer etwas schwer an, ein bisschen wie Herzschmerz und vorzeitiges Heimweh. Es hat mich immer sehr überrascht, wie stark ich emotional reagierte, sowohl bei der Einreise, während meines Aufenthalts, als auch bei der Abreise.

Wenn man mich fragt, wohin genau die Reise gehen wird, dann lautet meine Antwort: „Nach Israel, aber

überall verteilt“. Und so verteilt wie wir sind, versammeln wir uns dann auch immer wieder am selben Fleck. Wenn schon, denn schon, lautete hier immer die Devise.

Achterbahn der Gefühle

Meine Familie habe ich zuletzt im August besucht, es war das dritte Mal in diesem Jahr. Mein nächster Besuch war für den 25. Oktober angesetzt. So richtig geplant waren diese Reisen nie; ich wusste nur, dass ich die Abstände meiner Besuche nie zu groß halten möchte. Es wurde auch zur Gewohnheit, dass ich allein nach Israel fliege. Ich wusste ja immer, was mich erwarten würde: Eine richtig große Familie, viel Liebe, Humor und ganz schön viel *Balagan*, also fröhliches Chaos, als siebenfache (Halb-)Tante. Mein Vater ist entweder in Wien geblieben oder war bereits vor Ort.

Mit meiner Nichte, der Tochter meiner Halbschwester, habe ich vor Kurzem ein längeres Telefonat geführt. Ihr Militärdienst neigte sich dem Ende zu, und sie wollte mit mir über ihre weiteren Pläne sprechen. Es war ihr wohl ein Anliegen, dass ich gewisse Vorhaben kommentiere und meine Meinung

teile. Ganz klar war, dass sie bald nach Europa reisen möchte. Diesen Wunsch hatte nicht nur sie, sondern den hatten auch ihre Brüder. Ich glaube, sowohl mein Vater als auch einer meiner Brüder hat eine Art inspirierende Rolle für meine Nichte und meine Neffen eingenommen. Mein Halbbruder hat, wie mein Vater damals, Israel verlassen, ist durch Europa gereist und hat sich in Deutschland niedergelassen. Wenn ich weiter darüber nachdenke, ist es spannend, dass auch für ihn und mich der Ort des Wiedersehens immer Israel war. Eine kürzere Strecke würde es in jedem Fall geben.

An einem Freitagabend Anfang Oktober nahm ich mir dann fest vor, endlich meinen Flug zu buchen, denn mein Urlaub kam immer näher. Der Tag danach hat dieses Vorhaben schnell in den Hintergrund gerückt. Durch eine Nachricht meines Bruders in den frühen Morgenstunden haben sich die darauffolgenden Tage und Wochen zu einer persönlichen Achterbahn der Gefühle entwickelt.

In dieser Nachricht ging es weniger um die Frage, wo genau wir unser Treffen ansetzen sollten, sondern viel eher, wann und ob jetzt der richtige Zeitpunkt wäre. Ich verstand nichts mehr, und bevor ich überhaupt meine Gegenfrage stellen konnte, begann ich instinktiv, meine Verwandten telefonisch zu kontaktieren. Zunächst war niemand erreichbar, auch mein Vater nicht, der gerade in Israel war. Es klingt absurd, aber ich habe in diesem Moment keine Sekunde lang die Medien durchforstet, obwohl die Nachrichten doch im Minutentakt eintrudelten.

Dann begann ich, auch die Schreckensmeldungen aus Israel zu lesen, zu hören und anzusehen. Letzteres stellte sich für mich als keine gute Idee heraus, denn es verstärkte nur mein Kopfkino und erhöhte den Druck, noch schneller an Informationen aus erster Hand zu kommen. Ich spazierte durch die Stadt, verschickte Nachrichten und versuchte immer wieder

jemanden zu erreichen. Es fühlte sich ein bisschen so an, als dürfte ich meinen Emotionen gerade keinen freien Lauf lassen.

Kühlen Kopf bewahren

Ich wollte einfach einen kühlen Kopf bewahren und meine Gedanken nicht zu weit treiben lassen. Es war schon fast absurd, dass an jenem Samstag um 12 Uhr in Österreich der Sirenen-Probealarm losging. An einem Ohr war der Hörton meines Smartphones und am anderen Sirenen. Erst am Sonntag erreichte ich meine engsten Verwandten. Alle waren emotional aufgewühlt, wussten nicht so ganz, was sie sagen sollten. Es war ein bisschen wie ein kollektiver Herzschmerz. Ich versuchte einfach nur zuzuhören, und genau das fühlte sich nicht gut an. Das konnte doch nicht alles sein, was ich in dieser Situation tun konnte? Solidarisch sein, ja, aber wie? Ich erinnere mich, dass meine Nichte mir erzählte, wo sie sich befand, als die ersten Sirenen angingen und wie sie sich gefühlt hat, als ihr klar wurde, dass es nicht einfach nur ein Alarm ist. Natürlich weiß ich nicht, wie das ist, deshalb wäre es nicht angebracht, hier zu kommentieren, dass ich es mir gut vorstellen kann, wie dieses Gefühl der Panik in diesem Moment sein muss. Denn das konnte und kann ich wirklich nicht.

Das ist jetzt fast drei Wochen her. In der Zwischenzeit habe ich meinen Halbbruder, dessen Frau und Kinder in Wien getroffen. Man könnte meinen, dass es sich bei dem folgenden Gedanken um einen sehr naiven meinerseits handelt. Was als fünftägiger Aufenthalt in Europa geplant war, war ein fast zweiwöchiges Absitzen in einer fremden Stadt. Es war zunächst fast unmöglich, einen Flug nach Israel anzutreten, welcher nicht kurze Zeit später gestrichen wurde. Ich war fast erleichtert, denn ich konnte mir kaum vorstellen, dass meine Familie unter diesen Umständen nach Israel zurückkehrt. Hier kommt meine Naivität

ins Spiel. Ich verstand zunächst nicht, weshalb man mit drei kleinen Kindern zurück in ein Land gehen möchte, in dem gerade ein Krieg ausgebrochen ist. Vielleicht wollte ich es zunächst auch nicht verstehen. Es war so, als müsste ich eine schützende Hand über unsere drei Jüngsten der Familie halten. Wir trafen uns, und ich musste mir den einen oder anderen Kommentar verkneifen. Zu aufgeheizt war die Stimmung und ich wusste, dass meine Meinung keinen Platz haben würde. Viel wichtiger war mir, dass wir noch eine gemeinsame Zeit miteinander verbringen. Alles andere war zu diesem Zeitpunkt nicht relevant. Mein Halbbruder reiste mit seiner Familie noch an diesem Tag zurück nach Israel.

In den Arm nehmen

Seitdem sind wir täglich in Kontakt. Die Stimmung könnte man, symbolisch gesprochen, mit einem riesigen, schweren Stein vergleichen. Das war vorhersehbar, würden manche meinen. Für mich ist es nun mit etwas Abstand auch klar, weshalb mein Bruder seinen Rückflug nicht abgewartet hat. Ich denke, das Wort „Zusammenhalt“ beschreibt seine Entscheidung am besten. Man nimmt sich an den Händen und hält sich fest. Je mehr Menschen sich an die Hand nehmen, desto stärker ist das Band, so sehe ich das. Ich bin nicht mit meinen Geschwistern in Israel aufgewachsen, aber nun spüre ich, vor allem in den letzten Tagen, eine gewisse Verpflichtung vor Ort zu sein und meine Unterstützung anzubieten. Genau aus diesem Grund berührt es mich, dass ich regelmäßig gefragt werde, wie es mir mit der Situation geht. Ich werde von jenen Menschen angesprochen, die sich täglich auf das Ungewisse einstellen müssen und an ihre Grenzen gehen.

Am Ende des Tages fühlt es sich so an, als würden wir uns alle kurz in den Arm nehmen und uns wissen lassen, dass wir aneinander denken. Jetzt mehr denn je.

Zunächst war niemand erreichbar. Es klingt absurd, aber ich habe in diesem Moment keine Sekunde lang die Medien durchforstet, obwohl die Nachrichten doch im Minutentakt eintrudelten.

Die Ideologie des Massenmordes



Wahlkampfveranstaltung der Hamas im Jahr 2007 in Ramallah: Ahmad Yassin war geistiger Führer, Abd al-Aziz ar-Rantisi „Generalkommandant“ der Terrororganisation.

Viel zu lange wurde nicht genau hingehört, was die Führer der radikalislamistischen Hamas seit ihrer Gründung im Jahr 1987 proklamiert haben, nämlich die Welt im Namen des Islam neu zu gestalten. Das Endziel war und ist die Auslöschung Israels. Eine historische Analyse.

VON JEFFREY HERF

Die terroristische Invasion Israels durch die Hamas am 7. Oktober 2023 ist das schlimmste Massaker an jüdischen Zivilisten seit dem Holocaust. Die Barbarei mag viele Beobachter schockiert haben, nicht aber jene, die mit der Ideologie der Täter vertraut sind, denn dieser jüngste Gewaltausbruch ist nur die logische Folge des Judenhasses, den die Hamas seit 1988 offen äußert. Islamischer Antisemitismus kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf und war auch ausschlaggebend für den Sechstagekrieg im Jahr 1948. Die Ideologie der Hamas-Führung basiert auf der Verschmelzung von Nationalsozialismus und Islamismus in den 1930er und 1940er Jahren, aufgrund dessen die Legitimität eines

jüdischen Staates (oder überhaupt eines anderen Gemeinwesens, das nicht ausdrücklich islamistisch ist) in jenem Gebiet, das vor 1948 das britische Mandatsgebiet Palästina war, kategorisch abgelehnt wird.

Das Blutbad vom 7. Oktober erinnert an frühere Terrorakte, mit denen – manchmal mit Erfolg – diplomatische Bemühungen, die zu einer Verhandlungslösung hätten führen können, sabotiert wurden. Doch die jüngsten Grausamkeiten beweisen, wie sehr der Judenhass die Hirne der Terroristen bereits zerfressen hat. Kurzfristige politische Überlegungen mögen hilfreich sein, um den Zeitpunkt einzelner Angriffe zu erklären. Aber die Geschichte des islamistischen Antisemitismus

ist entscheidend für das Verständnis dieses völkermörderischen Rassismus der Hamas.

Es ist Aufgabe eines Kulturhistorikers, auf jene ideologischen Leidenschaften hinzuweisen, die islamistischem Tun zugrunde liegen. Die Hamas betrachtet Judenhass als Tugend und hat in den von ihr gegen Israel geführten Kriegen wiederholt Ideologie und Politik vereint. Über mehrere Jahrzehnte hinweg hat das Middle East Media Research Institute (MEMRI) ein umfangreiches Archiv an Texten, Fernsehprogrammen, Radiosendungen und Social-Media-Inhalten gesammelt, das den Judenhass der Hamas belegt. Auch das von Daniel Pipes geleitete Middle East Forum hat die Hamas jahrelang beobachtet. Obwohl diese Quellen jedem Internet-User leicht zugänglich sind, schenk(t)en vor allem liberale und progressive Medienkreise den Aussagen von Hamas-Funktionären keine oder zu wenig Aufmerksamkeit.

Tod um Allahs willen

Hamas wurde Ende 1987 als palästinensischer Flügel der Muslimbruderschaft gegründet, ihre im Jahr darauf proklamierte Charta, deren englische Übersetzung seit mehreren Jahrzehnten auf der Website des Avalon Project an der Yale Law School verfügbar ist, bringt die Grundsätze der Hamas unmissverständlich zum Ausdruck. Im August 2014 schrieb ich in der Zeitschrift *American Interest*: „Hamas verzichtete – wie alle Spielarten islamistischer Politik – auf die zweifelhafte Behauptung der PLO, Antizionismus sei nicht identisch mit Hass auf Juden. Im Gegenteil, so erklärte man, ‚ist unser Kampf gegen die Juden sehr groß und sehr ernst‘ – das Endziel also, nicht bloß Taktik. Für die Hamas ist dieser Kampf ausdrücklich religiöser Natur. Die Charta ist ein manichäisches Dokument; sie unterteilt die Politik in wahre oder falsche, gerechte oder ungerechte Alternativen. Sie verspricht, die Welt im Namen des Islam neu zu gestalten, der zu ihrem Bedauern aus dem öffentlichen Leben verdrängt worden sei. Ihr Slogan: ‚Allah ist ihr Ziel, der Prophet ist ihr Vorbild und der Koran ist ihre Verfassung: Dschihad ist der Weg und der Tod um Allahs willen der größte aller

Wünsche.‘“ Die Charta ist unverzichtbar für jeden, der den Antisemitismus und die Verschwörungsparanoia der Hamas verstehen möchte. Ein Auszug aus Artikel 22:

„Die Feinde haben das, was sie erreicht haben, äußerst präzise geplant. Sie berücksichtigten die Ursachen, die den Verlauf der Ereignisse beeinflussen. Sie strebten nach großem materiellem Reichtum [...] Mit ihrem Geld beherrschten sie die Weltmedien, Nachrichtenagenturen, die Presse, Verlage, Rundfunkanstalten und anderes mehr, sie finanzierten in verschiedenen Teilen der Welt Revolutionen, mit dem Ziel, ihre Interessen durchzusetzen und die Früchte zu ernten. Sie standen hinter der Französischen Revolution, der Kommunistischen Revolution und den meisten Revolutionen, von denen wir hier und da gehört haben. Mit ihrem Geld gründeten sie weltweite Geheimbünde wie etwa Freimaurer, Rotary oder Lions Clubs, um Gesellschaften zu sabotieren und zionistische Interessen durchzusetzen. Mit ihrem Geld kontrollierten sie imperialistische Länder und stifteten diese dazu an, andere Länder zu kolonisieren, um ihre Ressourcen und Korruption zu ermöglichen. [...] Sie steckten hinter dem Ersten Weltkrieg, im Zuge dessen sie das islamische Kalifat zerstörten, um finanzielle Gewinne zu erzielen und deren Bodenschätze zu kontrollieren. Sie drängten auf die Balfour-Erklärung und gründeten den Völkerbund, um mit dessen Hilfe die Welt zu beherrschen. Im Zweiten Weltkrieg erzielten sie durch den Handel mit Rüstungsgütern enorme finanzielle Gewinne und ebneten den Weg für die Gründung ihres Staates. Sie waren es, die den Völkerbund durch die Vereinten Nationen sowie den Sicherheitsrat ersetzten, um die Weltherrschaft zu erlangen. Es gibt nirgendwo einen Krieg, an dem sie nicht beteiligt sind.“

Der Mufti und die Nazis

Vor und während des Zweiten Weltkriegs wurden die palästinensischen Araber von dem Nazi-Kollaborateur Haj Amin al-Husseini (auch bekannt als „Großmufti von Jerusalem“) angeführt, der sich im Dezember 1942 mit Hitler traf, mit dem deutschen Geheimdienst zusammenarbeitete und am Aufbau einer muslimischen

SS-Division in Jugoslawien beteiligt war. Die Araber, versicherte al-Husseini dem deutschen Außenminister Joachim von Ribbentrop, seien die „natürlichen Freunde Deutschlands, weil beide im Kampf gegen ihre drei gemeinsamen Feinde engagiert seien: die Engländer, die Juden und den Bolschewismus“. Der Krieg, sagte er, sei „vom Weltjudentum entfesselt worden“, das die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion kontrollieren würde.

In meinem 2009 erschienenen Buch *Nazi Propaganda for the Arab World* habe ich die Allianz zwischen Nazis und Islamisten in den Jahren zwischen 1941 und 1945 untersucht. Auch der deutsche Historiker und Politologe Matthias Küntzel hat sich mit *Djihad und Judenhaß* sowie mit seinem aktuellen Werk *Nazis und der Nahe Osten* der Geschichte des islamischen Antisemitismus vor und während des Holocaust gewidmet. Ich habe dessen Erkenntnisse vergangenes Jahr im *Tablet*-Magazin zusammengefasst:

„In den letzten dreißig Jahren haben historische Studien bestätigt, was US-amerikanische Liberale und Linke, französische Sozialisten, Kommunisten und Gaullisten ebenso wie Kommunisten in der Sowjetunion, Polen und Tschechoslowakei längst aufgezeigt hatten: Die Kollaboration palästinensischer Nationalisten mit den Nazis war in den Nachkriegsjahren allgemein bekannt. Der US-Senator Robert F. Wagner, der Kongress-Abgeordnete Emanuel Celler, die Herausgeber von *The Nation*, der linken Tageszeitungen *PM* und *New York Post*, führende Persönlichkeiten des American Zionist Emergency Council sowie das Simon-Wiesenthal-Zentrum in Wien haben Dokumente aus dem Dritten Reich veröffentlicht, die al-Husseins Begeisterung für die Nazis und seinen tiefen Hass auf Judentum, Juden und den Zionismus beweisen. Die Zusammenarbeit zwischen Palästinensern und Nationalsozialisten war unmittelbar nach dem Krieg kein Geheimnis. Der Druck auf Großbritannien, Frankreich und die Vereinigten Staaten war groß, den Mufti wegen Kriegsverbrechen anzuklagen, aber die drei Regierungen lehnten einen Prozess aus Rücksicht auf arabische Empfindlichkeiten ab.“ Al-Husseini entkam im Juni



Die Hamas regelt durch eine sogenannte „Rebellen-Governance“ das zivile Leben im Gazastreifen und stellt Güter sowie Serviceleistungen bereit. Das Ein-Parteien-System beruht indes auf Terror und Unterdrückung.

1946 dem Hausarrest in Frankreich und wurde in Kairo vom Gründer der Muslimbruderschaft, Hasan al-Banna, wie ein Held empfangen: „Die Niederlage Hitlers und Mussolinis hat dich nicht erschreckt. Deine Haare sind vor Angst nicht grau geworden und du bist immer noch voller Leben und Kampfesgeist. Was für ein Held, was für ein Wunder von einem Mann. Wir möchten wissen, was die arabische Jugend, Kabinettsminister, reiche Männer und Prinzen von Palästina, Syrien, Irak, Tunis, Marokko und Tripolis tun werden, um sich dieses Helden würdig zu erweisen. Ja, dieser Held, der mit Hilfe Hitlers und Deutschlands ein Imperium herausforderte und den Zionismus bekämpfte. Deutschland und Hitler sind Geschichte, aber Amin Al-Husseini wird den Kampf fortsetzen.“

Als Vorsitzender des Höheren Arabischen Komitees in Palästina lehnte al-Husseini den UN-Teilungsplan für das Mandatsgebiet Palästina ab und machte sich daran, die nationalistische Bewegung zu islamisieren.

Vierzig Jahre später entfachte die Hamas den islamisch begründeten Judentumhass von al-Banna und al-Husseini erneut. Das Argument von der Muslimbruderschaft in Ägypten und Gaza bis zur Islamischen Republik Iran: Es sei den säkularen Nationalisten, den Linken in der PLO und den arabischen Staaten nicht gelungen, Israel in den Kriegen von 1967 und 1973 zu zerstören. Aus ihrer Sicht erfüllten auch das

Camp-David-Abkommen von 1978 nicht ihre Hoffnungen auf eine Kompromisslösung. Der religiöse Fundamentalismus stelle die Grundlage für die Ablehnung eines Kompromisses mit Israel dar, weil er den säkularen Konflikt um Land und Grenzen zu einem Religionskrieg mache und somit jede Verhandlungslösung ausschließe.

Meir Litvak, Vorsitzender der Abteilung für Nahost- und Afrikastudien an der Universität Tel Aviv, hat in Fachzeitschriften ausführlich zur Islamisierung des arabisch-israelischen Konflikts publiziert, wobei er den arabisch- und persischsprachigen Quellen besondere Aufmerksamkeit widmete. Im *Palestine-Israel Journal* schreibt Litvak:

Totalitäre Ideologie

„Hamas betont den ‚islamischen Charakter‘ der palästinensischen Sache. Daher wird der Kampf als eine unüberbrückbare Dichotomie zwischen zwei Absolutheiten dargestellt: ein ‚Krieg der Religion und des Glaubens‘ zwischen Islam und Judentum sowie zwischen Muslimen und Juden, und nicht als einer zwischen Palästinensern und Israelis oder Zionisten. Es handelt sich um einen historischen, religiösen, kulturellen und existenziellen Konflikt zwischen der wahren Religion, die alle bisherigen Religionen ersetzt, also dem Islam, und der abgeschafften, abgelösten Religion, dem Judentum.“ Wie Küntzel interpretiert

auch Litvak Ideologie und Handeln der Hamas als Religionskrieg und damit als absolutistisches Überbleibsel vor-moderner Politik, die im völligen Widerspruch zu den Kompromissen der politischen und kulturellen Moderne steht. Auch Paul Berman erachtet in seinen zwei wichtigen Büchern *Terror and Liberalism* (2003) und *Flight of the Intellectuals* (2010) die Anschläge vom 11. September 2001 und die Zweite Intifada als Ausdruck dieser totalitären Ideologie. Die meisten dieser wissenschaftlichen und intellektuellen Kommentare stehen in einer liberalen Tradition, werden jedoch oft von jenen ignoriert, die sich ungern mit der Natur islamistischer Doktrinen und Politik befassen. Stattdessen versuchen liberale und fortschrittliche Medien, den palästinensischen Terror als Instrument postkolonialen Denkens und antiimperialistischen Widerstands zu erklären und damit eine Ideologie der reaktionären extremen Rechten in eine Ideologie der revolutionären Linken zu verwandeln.

Diese eklatanten Interpretationsfehler bestimmten das Verständnis einer breiten Öffentlichkeit über den Nahen Osten. Der Massenmord vom 7. Oktober war das jüngste Kapitel im langen Krieg der Islamisten gegen die Juden, gegen Israel und gegen die Werte und Institutionen westlicher Demokratie. Es ist wichtig, dass Intellektuelle, Analysten, Journalisten, Politiker, Politikexperten und Regierungsbeamte die Wahrheit über den Zusammenhang von antisemitischer Ideologie der Hamas und ihrer mörderischen Praxis des wahllosen Blutvergießens sagen. Um zu begreifen, warum Hamas-Kämpfer das Blutbad an israelischen Bürgern verübt haben, müssen wir nur aufmerksam zuhören, was die Führer, Geistlichen und Kader der Hamas seit Jahren sagen.

Jeffrey Herf ist emeritierter Professor an der University of Maryland, College Park, und Autor des kürzlich erschienenen Buches „Israel's Moment“ (Cambridge University Press, 2022). Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des australischen Onlinemagazins „Quillette“, wo der Artikel unter dem Titel „The Ideology of Mass Murder“ erstmals erschienen ist. www.quillette.com
Deutsche Übersetzung: Andrea Schurian

„Die Führung spielt keine Rolle“

© EINAT WILF



Sieht die Regierungen der arabischen Länder aufgrund der Radikalisierung in großer Gefahr: Die Politologin Einat Wilf plädiert für eine neue Strategie in der sogenannten Palästinenserfrage.

Nicht der Westen oder Israel, sondern die arabischen Staaten müssten den Palästinensern zu einer Neuorientierung verhelfen, sagt die israelische Politologin und ehemalige Knesset-Abgeordnete Einat Wilf.

VON MARTIN ENGELBERG

NU: Frau Wilf, wir führen dieses Gespräch einige Zeit, bevor unsere Zeitschrift erscheint. Wenn wir vom heutigen Stand, also Ende Oktober, ausgehen: Bis dahin sollte die israelische Armee in Gaza die Strukturen der Hamas hoffentlich bereits zerstört haben. Wie sieht das Szenario für danach aus?

Einat Wilf: Das ist die schwierigste Frage, denn es wird nichts bleiben, wie es war. Seit Jahren haben die Kriege mit Gaza dasselbe Muster. Manchmal waren sie stärker, ein anderes Mal schwächer, doch es war klar, dass sie in ihrem Umfang limitiert sind. Jetzt erleben wir etwas, dass sich nicht nur auf die Region begrenzt, sondern auf die Welt ausdehnt. Wir erleben welt-

weit einen Anstieg antisemitischer Angriffe. Wir erleben die Mobilisierung der antisemitischen Linken, eine Allianz zwischen Linken und Islamisten. Wohin wird das führen? Es ist einer jener Momente, wo an entscheidenden Stellschrauben der Welt gedreht wurde und nichts an seinen früheren Platz zurückkehren wird. Wir sehen jetzt bereits die Seiten: Russland und China an der Seite mit dem Iran, den Palästinensern und auf der anderen Seite die USA, der Großteil Europas, Indien, Australien mit Israel. Gleichzeitig gibt es bereits Menschen, die den Horror des 7. Oktober mit diesem unfassbaren Massaker verleugnen. Wir dachten bei den Holocaustverleugern, dass dies nur ein paar Verrückte seien, doch jetzt passiert es schon wieder und die schockierenden Morde an 1.200 Jüdinnen und Juden werden am nächsten Tag bestritten. Man sagt, es kann gar nicht so gewesen sein. In den 1930er Jahren haben die Briten auch gedacht, dass sie mit ihrer Appeasement Politik etwas bewirken können, man hat sich selbst eingelullt mit der Idee, die Nationalsozialisten im Zaum halten zu können. Beginnend mit der „Reichskristallnacht“ wurde so manchem bewusst, dass das Nazi-Regime ein schreckliches Ziel hatte. Aber selbst dann noch gab es einige, die meinten, man könne es befrieden. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, dass Menschen erkennen, was hier das Ziel ist: die Auslöschung des jüdischen Staates. Die Hamas verfolgt dasselbe Ziel wie die Nazis. Ich sage das schweren Herzens, aber es ist so.

Würden Sie meinen, dass selbst das Oslo Abkommen von der palästinensischen Führung nicht ernst genommen worden war?

Darum geht es in dem Buch *The War of Return*, das ich mit Adi Schwartz geschrieben habe. Ich glaubte an eine Änderung. Wir erinnern uns an die 1990er Jahre. Die Sowjetunion zerfiel, das Karfreitagsabkommen für Nordir-

land wurde unterzeichnet, die Apartheid in Südafrika ging zu Ende. Wir dachten, jetzt wird alles anders. Die Sowjetunion hatte ja die Palästinenser massiv unterstützt. Es hieß immer die „Befreiungsbewegung“ der Palästinenser, tatsächlich wollte man den Nahen Osten von der Existenz Israels befreien. Die Palästinenser wandten sich an Saddam Hussein, in der Hoffnung, dass er Israel zerstören würde. Als der irakische Diktator zunehmend isoliert wurde, wandten sie sich an westliche Staaten. Hier glaubte man ihnen, dass sie nach Selbstverwaltung streben und ein Ende der Besatzung wollen. Leider bedeutet ihre Form von „Gerechtigkeit“ mittelalterliche Rache. Ihre Vorstellung von Recht heißt, Israel muss von der Landkarte verschwinden. Die Menschen glauben ihnen, dass sie einen Staat neben Israel wollen. Ihr Ziel ist aber, dass Israel nicht mehr existiert. Es ist wichtig zu verstehen, dass sie leider nicht etwas für sich aufbauen, sondern nur zerstören wollen, was Jüdinnen und Juden aufge-

baut haben. Während der Friedensverhandlungen von Oslo waren wir überzeugt, dass sich die Palästinenser einen eigenen Staat aufbauen wollen. Doch gleichzeitig pochten sie auf ein Rückkehrrecht. Das ist eine Idee, die nur sie verfolgen. Alle anderen Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich mit neuen Gegebenheiten abgefunden, sich in anderen Ländern ein neues Leben aufgebaut. Nur die Palästinenser wollen ewig in einem Flüchtlingsstatus verharren, daher müssen sie sich auch nicht weiterentwickeln. Sie geben ihren Status von Generation zu Generation weiter und sie brauchen auch gar nichts weiter zu tun, denn sie werden ohnehin von der Weltgemeinschaft in Form vieler Organisationen unterstützt.

Ist die Führung der palästinensischen Autonomiebehörde noch in irgendeiner Form handlungsfähig? Ich spreche jetzt nicht von Gaza, sondern vom Westjordanland. Gibt es eine Chance, dass es je eine palästinensische Führung geben

wird, mit der man verhandeln kann?

Die Führung spielt keine Rolle. So lange die palästinensische Bevölkerung als ganzes Volk daran festhält, dass der jüdische Staat kein Existenzrecht hat, wird es immer eine Führung geben, die das reflektiert.

Wenn es morgen Wahlen im Westjordanland gebe, würde wohl die Hamas gewählt?

Jeder weiß das und gleichzeitig sagt jeder, dass die Hamas nicht das palästinensische Volk repräsentiert. Der einzige Unterschied zwischen der Hamas und der Fatah oder der Palästinensischen Autonomiebehörde ist, dass die Fatah nach der letzten Intifada zu dem Schluss gekommen ist, dass Massaker an Zivilisten für ihr internationales Standing nicht gerade hilfreich sind. Es hat aber letztendlich nicht zu einer Änderung ihrer Strategie geführt. Hamas und Fatah haben das gleiche Ziel: Es soll keinen jüdischen Staat im Nahen Osten geben. Sie diskutieren nur über die Mittel zum

**NIE WIEDER
IST JETZT**

Gerade zu Chanukka sind unsere Gedanken und unser Mitgefühl bei der jüdischen Gemeinde.

Bezahlte Anzeige

**GRÜNER KLUB
IM PARLAMENT**

Zweck. Momentan hat die Hamas mit ihrer Strategie der brutalsten Gewalt Oberhand. Wie gesagt, es ist unwichtig, wer die Anführer sind, sondern wichtig ist, woran die Mehrheit der Palästinenser glaubt. Ich vergleiche es mit der Entnazifizierung in Deutschland und Österreich oder damit, wie sich die japanische Gesellschaft neu entwickelt hat. Ich habe diese Vergleiche ange stellt, um aufzuzeigen, dass es nicht der Punkt war, Hitler oder den Kaiser von Japan umzubringen. Das Problem war, die gesamte Gesellschaft, die dem Nationalsozialismus gefolgt ist, wieder zu demokratischen Strukturen hinzu führen. Wir hören zwar in der arabischen Welt Stimmen, die ihre Regime in Frage stellen, wir hören aber keine Stimmen aus der palästinensischen Gesellschaft. Wer steht denn dort gegen die Hamas oder die Fatah auf? Wo sind denn Palästinenser in Berlin oder in Wien, die demonstrieren und rufen, lasst die Geiseln frei, oder dass die Jüdinnen und Juden einen eigenen Staat verdienen. Wir müssen zur Kenntnis

nehmen, dass es offenbar keine derartige Opposition gegen Hamas oder Fatah gibt. Vielleicht erst dann, wenn es keine Unterstützung für deren Agieren mehr gibt.

Die Frage ist, wer einen solchen Prozess ankurbeln könnte. Israel oder westliche Staaten kommen dafür nicht infrage. Saudi-Arabien oder Ägypten? Sie sind allerdings durch ihre Gesellschaftsformen auch keine verlässlichen Partner.

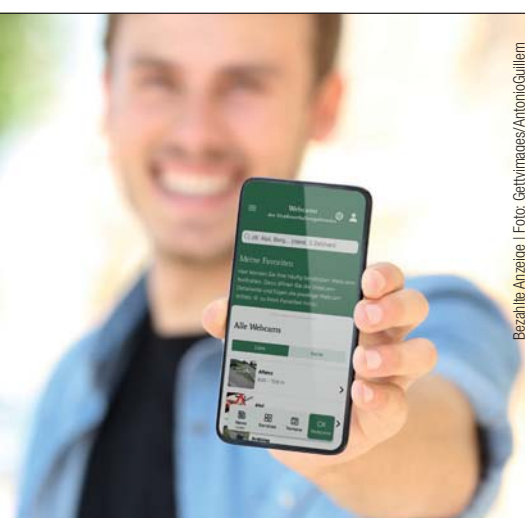
Eigentlich können es nur arabische Staaten sein, die ein Interesse haben sollten, diesen Konflikt zu einem Ende zu führen. Zur Staatsgründung Israels 1948 waren die Grenzen definiert. Die Briten hatten das Gebiet verlassen, die arabischen Staaten akzeptierten den jüdischen Staat nicht und begannen den Krieg. In den Jahrzehnten danach unterstützten die moslemische Welt und die Sowjetunion die Palästinenser finanziell, militärisch, mit allen Mitteln, bis man erkannt hat, dass sich da etwas entwickelt, das eine große Gefahr für die arabischen Staa-

ten selbst darstellt, nämlich radikale Gruppen, wie ISIS oder Al Quaida und Hamas. Das hat in der arabischen Welt auch für einen Meinungsumschwung gesorgt. Was bedeutet es, ein Muslim zu sein und welche Vision haben wir eigentlich.

Das hat offenbar dazu beigetragen, dass die arabischen Staaten Friedensabkommen mit Israel abgeschlossen haben.

Ägypten oder Jordanien müssen verstehen, dass der Radikalismus bei den Palästinensern für sie selbst eine große Gefahr darstellt. Es wäre nötig, den Palästinensern eine Neuorientierung zu geben, dass es eine Anerkennung eines jüdischen Staats geben muss. Diese Aufgabe kann nur die arabische Welt übernehmen. Die arabischen Länder wissen, dass ihre Regime angesichts der Radikalisierung in großer Gefahr sind. Aus diesem Grund werden sie diese wichtige Rolle letztlich übernehmen müssen. Aus Nächstenliebe werden sie es wohl nicht tun.

Jetzt downloaden: Die neue Land Steiermark App!



Bezahlte Anzeige | Foto: Gettyimages/AntonioGuillem

- 📄 News aus der Steiermark 📄 Zugang zu mehreren hundert Services (Leistungen, Verfahren, Förderungen) inkl. zugehöriger Onlineformulare
- 📄 Terminvereinbarung 📄 Straßenzustandskameras an Landesstraßen
- 📄 Stellenangebote des Landes 📄 ZWEI & MEHR – Steirischer Familienpass





Einer der elf Punkte in der Negev-Wüste: Feldarbeit im Kibbuz Kedma, 1946.

Wehrhafte Enklaven

Der erste Kibbuz wurde 1910 südlich des Sees Genezareth errichtet. Doch noch vor der Staatsgründung Israels errichteten 1946 Hagana-Pioniere in einer streng geheimen Mission in der Wüste elf jüdische Siedlungen – die als elf Punkte im Negev bekannt wurden.

VON MARK E. NAPADENSKI

In der ländlich geprägten Gegend rund um den Gazastreifen leben die Bewohner in kleinen, 400 bis 800 Menschen zählenden, Gemeinschaften. Einer dieser Kibbuzim ist Re'im, wo am 7. Oktober etwa 300 Menschen beim

„Tribe of Nova“-Festival in den Morgen getanzt haben, als sie von der Hamas grausam hingemetzelt wurden. Auch in den Kibbuzim Be'eri und Kfar Aza wüteten Hamas-Terroristen, löschten ganze Familien aus.

Der Begriff Kibbuz kommt aus dem Hebräischen und bedeutet so viel wie „sich versammeln“. Die Idee dazu entstand im späten 19. Jahrhundert und fußt auf sozialistischen Idealen einer freien, gleichberechtigten und offenen Gesellschaft, wonach es kein Privateigentum geben dürfe und das Leben gemeinschaftlich organisiert werden solle. Auch die Erziehung der Kinder solle Aufgabe des Kollektivs sein. Der erste Kibbuz, Degania Alef, wurde bereits 1910 südlich des Sees Genezareth gegründet, rasch entstanden weitere dieser wehrhaften Enklaven. Religion spielte zunächst keine Rolle, erst später gab es säkulare und religiöse Kibbuzim. Viele einflussreiche

Persönlichkeiten aus Politik und Militär stamm(t)en aus einem Kibbuz, der zum Sinnbild für gesellschaftlichen Wandel und Vorbild für viele utopische Projekte weltweit wurde. Heute sind viele Kibbuzim nicht mehr streng kollektivistisch organisiert, viele Prinzipien wurden gelockert, neue Geschäftsfelder, etwa im Tourismus, erschlossen.

Strategische Faktoren

Für die jeweilige Positionierung von Städten, Gemeinden und Siedlungen wurden sowohl ökologische als auch strategische Faktoren berücksichtigt. So existierten auch schon vor der Staatsgründung vor allem im historisch gut besiedelten Norden einige Kibbuzim, aber für die Souveränität des entstehenden Staates spielte speziell das karg besiedelte Wüstengebiet im Süden eine wichtige strategische Rolle. Die Negev-Wüste macht einen



© CC BY-SA 4.0

Frauen des mehrheitlich von deutschen Einwanderern gegründeten Kibbutz Beit Zera in den frühen 1950er Jahren.

erheblichen Anteil der Landfläche Israels aus. Als der Morrison-Grady-Plan im Juli 1946 zur Aufteilung Palästinas den Negev aus den Grenzen des jüdischen Staates herausnehmen und die jüdische Besiedlung im gesamten Gebiet verbieten wollte, gab es dort kaum jüdische Siedlungen. Als Reaktion darauf beschlossen die Institutionen des werdenden jüdischen Staates – der Jüdische Nationalfonds, die Jewish Agency, die Hagana (eine zionistische, paramilitärische Untergrundorganisation) und das Mekorot-Wasserunternehmen –, die jüdische Besiedlung im Negev zu forcieren, um sicherzustellen, dass sie Teil des jüdischen Staates bleibt.

Auch die Verteidigung des Landes nach der bevorstehenden Gründung sollte dadurch gesichert werden. Die Vorbereitungen mussten unter absoluter Geheimhaltung erfolgen. Nach Sonnenuntergang und dem Fastenende von Jom Kippur, erreichten am 6. Oktober 1946 elf Pioniergruppen ihre elf Ziele: Elf Siedlungen wurden in dieser Nacht gleichzeitig gegründet. Diese elf Siedlungen wurden als

die elf Punkte der Negev bekannt: Kedma und Gal-On im Nordosten der Negev; Schoval und Mischmar Ha-Negev etwas weiter südlich; Nevatim und Hatzerim in der Nähe der Stadt Beer Sheva; Urim im Westen; Tekuma, Be'eri, Nirim, die an den Gazastreifen grenzen sowie Kfar Darom, das heute in Gaza liegt.

In der Küstenebene im Süden Israels, wo sich heute der Gazastreifen befindet, hatten sich lange Zeit sowohl Juden als auch Araber angesiedelt. 1929 wurden sämtliche Juden vertrieben, bis der Kibbutz Kfar Darom gegründet wurde. Diese Region verfügt über fruchtbares Land und günstige klimatische Bedingungen für die Landwirtschaft.

Doch die Zukunft gestaltete sich nicht so friedlich wie erhofft. Die Kibbutzim wurden unmittelbar nach der Staatgründung im israelischen Unabhängigkeitskrieg zur Zielscheibe; nach konfliktreichen Jahrzehnten wurde der Kibbutz Kfar Darom im Jahr 2005 von den Israelis wieder aufgegeben. In den frühen Jahren Israels und insbesondere während der andauern-

den Konflikte mit den Palästinensern im Gazastreifen waren die jüdischen Siedlungen wichtig, um die Grenzen zu sichern und die Souveränität Israels in dieser Region zu verteidigen.

Bedeutsamer Zuzug

Insgesamt leben etwa vier Prozent der Israelis, also 130.000 Menschen, in einem der 270 Kibbutzim, wobei die Gegend nahe des Gazastreifens in den vergangenen Jahren einen bedeutsamen Zuzug verzeichnet hat. Israels rasch wachsende Bevölkerung, die teuren Mieten in Städten wie Tel Aviv und Jerusalem, lockten viele Israelis, vor allem junge Familien, in den Süden, wo Kibbutzim, die zwar oftmals bereits privatisiert wurden, ihren Mitgliedern kostenloses Wohnen sowie kostenlose Kindererziehung offerieren. Trotz der ständigen Gefahr von Raketenbeschüssen floriert(e) das Leben in der Region. Bis zum Blutbad der Hamas.



Set some things straight

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Diese gebräuchliche englische Phrase übersetzt das Cambridge Dictionary so: „Jemandem die wahren Fakten über eine Situation erzählen, die die Person nicht verstanden hat“. So let's go:

- Israel hat den Gazastreifen im Jahr 2005 vollständig geräumt. Kein israelischer Soldat mehr, keine israelischen Siedlungen. Die Siedlungen und landwirtschaftlichen Betriebe wurden geräumt und an die palästinensische Autonomiebehörde übergeben.
 - Viel Geld floss daraufhin, vor allem aus Europa – auch aus Österreich – in den Gazastreifen. Die Grenzen zu Israel waren weitgehend offen. Die Palästinenser hätten aus Gaza ein Singapur des Nahen Ostens machen können.
 - Was passierte? Am nächsten Tag begannen die Palästinenser alles zu zerstören und investierten alle Mittel in den Aufbau einer Terrorinfrastruktur.
 - Im Jahr 2007 putschte die Hamas, massakrierte und vertrieb ihre arabischen Brüder der palästinensischen Autonomiebehörde und errichtete ein Terrorregime gegen die eigene Bevölkerung und Israel.
 - Es geht also nicht um Besatzung, um eine Zweistaatenlösung, um israelische Siedlungen. Es geht – einzig und allein – um die Vernichtung des jüdischen Staates Israel.
 - Sogar die Demonstranten in Wien – jene, die sich vorgeblich für die Zivilbevölkerung des Gazastreifens einsetzen – schreiben auf der Einladung zur Demo: „Free Palestine – From The River To The Sea“. Das heißt vom Jordan-
- fluss bis zum Mittelmeer. Das heißt nicht nur das Westjordanland und der Gazastreifen, sondern auch Israel. Es ist also ein ganz unverhohlener Aufruf zur Zerstörung Israels.
- Massaker von radikalen Islamisten, wie der Hamas-Mörderbanden, haben auch bereits anderswo stattgefunden. Wir erinnern uns an die Verbrechen der ISIS, das Massaker im Theater Bataclan in Paris, das Gemetzel in der Redaktion Charlie Hebdo und auch an den Anschlag hier in Wien.
 - Es geht um die Verteidigung der westlichen Welt, der zivilisierten Welt, um Freiheit, Leben, Demokratie, Streben nach Glück versus eine Ideologie des Hasses, Mordens, der Intoleranz und der Anbetung des Todes.
 - Sofort begann die Propagandamaschinerie der Hamas zu arbeiten und verbreitete Lügengeschichten, gefälschte Bilder und Falschinformationen in aller Welt. Erschüttert stellt man fest, dass der Hamas-Propaganda mehr oder zumindest gleich viel geglaubt wird wie den Informationen aus Israel – einem demokratischen Staat und strategischen Partner Österreichs.
 - Erfreulicherweise steht Österreich geeint an der Seite Israels. In Solidarität mit Israel wird die israelische Fahne auf dem Bundeskanzleramt und dem Außenministerium gehisst, das Parlamentsgebäude mit der israelischen Fahne angestrahlt, alle fünf im Parlament vertretenen Parteien verurteilen in einer gemeinsamen Erklärung die Verbrechen der Hamas und sind mit Israel solidarisch.
 - Österreich steht auch in der EU und der UNO an der Seite Israels und stimmt gegen einseitig gegen Israel gerichtete Resolutionen.
 - Außenminister Schallenberg lässt alle Zahlungen im Rahmen von Entwicklungshilfe-Projekten an die Palästinenser stoppen. Es muss sichergestellt werden, dass hinkünftig kein Geld an Terrorgruppen wie die Hamas fließt.
 - Die Terroralarmstufe musste in Österreich erhöht und jüdische Einrichtungen verstärkt geschützt werden. Wieso? Hat irgendjemand Moslems, arabische Geschäfte oder Moscheen am Abend der Massaker vom 7. Oktober angegriffen? Wieso erlauben wir Fanatikern hier in Österreich Juden, jüdische Einrichtungen zu attackieren und zur Vernichtung des Staates Israel aufzurufen? Wo ist unser moralischer Kompass?
 - Das europäische Lavieren mit dem Iran muss ein Ende haben! Das kriminelle Mullah-Regime verfolgt die eigene Bevölkerung, ist der größte Unterstützer Russlands in seinem verbrecherischen Krieg gegen die Ukraine, unterstützt die Hamas-Mörderbanden und ruft ganz offen und seit Jahren zur Vernichtung des Staates Israel auf. Der Iran muss maximal sanktioniert werden und die berüchtigten Revolutionsgarden auch in Europa auf die Liste der Terrororganisationen gesetzt werden.
 - Katar möchte sich in der westlichen Welt etablieren, veranstaltet eine Fußball-WM und Formel-1-Rennen. Wenn Katar diesen Weg gehen möchte, dann muss es sofort die Unterstützung der Hamas beenden und nicht mehr länger die Führung der Hamas in Katar beherbergen.



© JUSTIN MCINTOSH/CORBIS

Eine Mauer „so hoch wie der Eiffelturm“ um Gaza? An der mit großer Wahrscheinlichkeit eintretenden humanitären Katastrophe wären, so Mirna Funk, dann die Ägypter schuld. Hier die Mauer im Westjordanland.

Emanzipation statt Opfermythos

Immer wieder werde ich nach einer möglichen Lösung des Konflikts gefragt. Und die habe ich sogar. Aber nicht für die Palästinenser. Die Lösung, die habe ich für die Israeli.

VON MIRNA FUNK

Juden abschlachten, ihnen den Tod wünschen und gleichzeitig von ihnen Essen, Wasser und Elektrizität fordern, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Seit Jahren ruhen sich die Palästinenser auf ihrem Opferstatus aus und lassen sich vom verhassten zionistischen Staat Israel mit allem versorgen, was

sie brauchen, anstatt eine dicke, fette Mauer um ihr 400 Quadratkilometer großes Land zu ziehen. Sie hätten sich das Abu Dhabi der Levante an diesen Strandabschnitt hinsetzen können. Dafür wäre es notwendig gewesen, diplomatische Beziehungen zu Ägypten aufzunehmen, schließlich teilen die beiden eine Grenze. Längst würde die Wirtschaft florieren. Vielleicht hätten sie sogar einen Flughafen. Von 1998 bis 2000 gab es nämlich schon einmal einen. Sie wären verschont von diesen ekelhaften Zionisten.

Der Anfang eines freien palästinensischen Staates wäre gemacht. Aber so denken die Palästinenser offensichtlich nicht. Im Gegenteil. Sie erinnern mich auf erschreckende Weise an einen bockigen 30-Jährigen ohne

Freundin, der bei seiner Mutter im Souterrain wohnt und den ganzen Tag Videogames spielt. Immer wenn er die Mutter sieht, schreit er sie an. Manchmal beleidigt er sie. Aber meistens fragt er, wo sein Abendbrot bleibt und ob Mami endlich die Wäsche gewaschen hat. Alles und jeder ist schuld daran, dass er da unten im Souterrain wohnt, außer er selbst. Natürlich.

Eigentlich frei

Es ist achtzehn Jahre her, dass Israel sich aus dem Gazastreifen zurückzog. Jeder Jude, der dort lebte, wurde umgesiedelt. Gaza wurde für die zartbesaiteten Palästinenser „judenfrei“ gemacht. Das Erste, was die Bevölkerung tat, war, die Hamas zu wählen, dann die Anhänger der gegne-

rischen Partei Fatah von den Dächern zu werfen und alle von Israel dort zurückgelassenen Infrastrukturen, wie Gewächshäuser und Technologien, zu zerstören. Okay, fine for me.

Anschließend steckte die Hamas Zeit und Energie in den Aufbau ihrer dschihadistischen Armee, die das Ziel hat, alle Juden auf der Welt auszulöschen. Das ist das Allerwichtigste, was betont werden muss: Denn in der Hamas-Charta, Artikel 7, steht: „Das Jüngste Gericht wird nicht kommen, solange Muslime nicht die Juden bekämpfen und sie töten. Dann aber werden sich die Juden hinter Steinen und Bäumen verstecken, und die Steine und Bäume werden rufen: ‚Oh, Muslim, ein Jude versteckt sich hinter mir, komm und töte ihn.‘“

Gefangen im Feindbild

Wer die deutsche Geschichte nicht völlig verdrängt hat, bei dem müsste es jetzt ordentlich klingeln. Diese Erlösungsfantasien gab es nämlich schon einmal. Auch die Nazis glaubten, erst wenn die Welt von den Juden befreit sei, könne die deutsche Seele gesunden: „Die Arier sind die Gotteskinder, und sie beantworten die Frage, warum die göttliche Potenz des Ariers als Basis des deutschen Volkes noch nicht entfaltet wurde, sie sagen, es gibt eine übermächtige Gegenkraft, die uns daran hindert – das ist die Verkörperung des Bösen. Und diese Verkörperung des Bösen (...) – das sind die Juden. Das Böse ist also die Kraft, die hinter dem Judentum steht“, so beschreibt es der Historiker Claus-Ekkehard Bärsch in seinem Buch *Die politische Religion des Nationalsozialismus*.

Nachdem also alles Jüdische in Gaza zerstört und der religiöse Kampf ausgerufen worden war, ließen sich die Bewohner Gazas trotzdem vom „bösen Yehudi“ Elektrizität, Wasser, Nahrung und alles, was man sonst so braucht, liefern. Sie forderten von der ganzen Welt Hilfsgelder, weil es ihnen da in Gaza so furchtbar geht, und fin-

gen irgendwann auch noch an, Raketen Richtung Israel zu schicken, die sie aus Rohren bauten, die eigentlich für den Bau eines Abwassersystems gedacht waren. Mit dem Notwendigsten wurden sie von den bösen Zionisten versorgt. Sie hatten genug Zeit, sich den lieben langen Tag dieselbe Kamelle vom bösen Juden zu erzählen, der dringend umgelegt werden müsse, damit es ihnen gutgehen könne.

Dann kam Social Media, und anstatt ein eigenes Elektrizitätswerk zu bauen, Arbeitsplätze zu schaffen und den Tourismus für ihren Beachstreifen am Mittelmeer zu fördern, fingen sie an, den cleversten Move aller Zeiten zu machen, das muss man ihnen wirklich zugestehen. Die Palästinenser haben es geschafft, ihr Opfernarrativ bis in den hinterletzten Hörsaal jeder Universität zu verbreiten, jede Menschenrechtsorganisation auf ihre Seite zu ziehen und eine Kampagne zu starten, die die Welt im Glauben ließ, es gehe ihnen um Freiheit. Man erfand das „größte Freiluftgefängnis“ der Welt, an dem natürlich ausschließlich Israel schuld war und ist, obwohl Gaza an ein anderes arabisches Land grenzt.

Ägypten könnte in null Komma nix die Lage der Palästinenser verbessern. Aber kein Pieps zu Ägyptens Verantwortung. Weder von den Palästinensern selbst noch von den Spinnern, die sich ihnen weltweit angeschlossen haben, ohne das geringste Verständnis vom Nahen Osten zu haben. Denn würden alle öffentlich über Ägypten sprechen, dann müssten alle öffentlich über innerarabische Konflikte sprechen, und das Ergebnis wäre, dass Ägypten die Palästinenser genauso wenig will wie Libanon, Jordanien und Syrien.

Palästinenser als Pfand

Deswegen ist es wirklich so wie bei dem 30-Jährigen, der noch bei seiner Mutter wohnt. Der trollt im Internet, ist sauer auf die ganze Welt, vielleicht ballert er sogar noch Kinder in

einer Highschool ab, aber ausziehen, also das ist wirklich zu viel verlangt. Weil natürlich die Emanzipation am schmerzhaftesten und am schwersten ist.

Die Palästinenser werden niemals „frei“ sein, wenn sie sich nicht endlich emanzipieren. Dazu müssten sie anerkennen, dass sie für die Arabische Liga nichts weiter als ein Pfand sind und die Idee eines Palästinas „from the river to the sea“ – also der Vernichtung Israels – niemals realisiert werden wird. Denn Israel wird bleiben. Wer immer nur Nein sagt, der wird am Ende gar nichts haben. Dazu gehörte auch, sich nun lautstark und weltweit von der Hamas abzugrenzen. Ständig hört man, die Hamas, das seien nicht die Palästinenser.

Aber, wo sind denn dann die anderen Palästinenser? Wo sind die Demos, auf denen von Palästinensern lauthals „Free Gaza from Hamas“ gerufen wird? Wo sind die anonymen Schreiben von emanzipatorischen Gruppierungen in Gaza, die Amerika und die Europäische Union und die arabische Welt bitten, ihnen zu helfen? Wo sind die Palästinenser ohne Hamas? Ich sehe und höre sie nicht. Ich würde sie aber gerne sehen und hören. Sonst muss man irgendwann die Mär widerlegen und ganz klar sagen, es gibt sie wohl nicht.

In der Geschichte der Menschheit gab es immer wieder Aufstände und Revolutionen und Befreiungen von herrschenden Klassen. Darum soll es angeblich auch bei „Free Palestine“ gehen. Bloß wird der Feind aufgrund der islamistischen Erlösungsfantasie beim Falschen ausgemacht. Seien wir ehrlich: Würde es auf diesem Stück Land, das Israel heißt, keine Juden mehr geben, die Palästinenser müssten vermutlich sofort gegen Ägypten – weil die Ägypter die Muslimbrüder hassen – in den Krieg ziehen und im Norden gegen die Hisbollah kämpfen, weil deren Angehörige Schiiten sind. Aber die Hamas, das sind Sunniten,

„Wo sind die Demos, auf denen von Palästinensern lauthals ‚Free Gaza from Hamas‘ gerufen wird? Wo sind die Palästinenser ohne Hamas?“

und Sunniten und Schiiten schlagen sich ja schon die ganze Zeit im Irak die Köpfe ein.

Was ich damit sagen will: „Free Palestine“ gibt es mit großer Wahrscheinlichkeit nur mit einer israelischen Kooperation und der Absicherung der palästinensischen Bevölkerung durch Dialog und Kompromiss. Und vielleicht werden die Palästinenser irgendwann zurückblicken und begreifen, was ihnen da jahrzehntelang entgangen ist, weil sie bockig vom Souterrain ihre Wäsche waschende und Abendbrot machende Mutter angeschrien haben, anstatt endlich aus-zuziehen.

Aber vielleicht ist es jetzt zu spät. Zu spät deshalb, weil am 7. Oktober 2023 das größte Massaker an Juden seit dem Holocaust begangen wurde.

Komplett dichtmachen

Immer wieder werde ich nach einer möglichen Lösung des Konflikts gefragt. Und die habe ich sogar. Aber nicht für die Palästinenser, weil ich es

leid bin, mir mehr Gedanken um sie zu machen, als irgendeiner ihrer 200 Millionen Brüder und Schwestern es tut, die in der Region leben.

Die Lösung, die habe ich für die Israeli: Nehmen wir einmal an, wir schaffen es, die rund 200 Entführten zu befreien*: Ich würde eine Mauer um Gaza bauen, so hoch wie der Eiffelturm. Komplett dichtmachen und dann sagen, die Hamas müsse jetzt bitte Gespräche mit Ägypten beginnen, wir hätten uns entschieden, keinerlei Verantwortung mehr zu übernehmen. Ende und aus. Keine Elektrizität, kein Wasser, kein Essen, keine Hilfsgüter mehr über einen Grenzzugang von Israel. Denn den gibt es nicht mehr.

Wird dies zu einer humanitären Katastrophe führen? Sehr wahrscheinlich. Werden dann die Ägypter daran schuld sein? Vermutlich wieder nicht, obwohl sie es schon seit achtzehn Jahren sind. Von dieser humanitären Katastrophe würden wir allerdings keine Bilder sehen. Keine Videos. Wir würden auch nichts hören. Es werden

sehr viele Köpfe abgeschlagen werden, aber „dekolonialisieren“ bedeutet auch, anzuerkennen, dass andere anders kommunizieren.

Als humanistische Europäerin wünsche ich mir natürlich, das würde nicht passieren. Aber Emanzipation bedeutet auch, damit aufzuhören, „die da unten“ zu bevormunden, als wären sie kleine Kinder. Die Palästinenser sind Erwachsene, und wenn sie sich die Köpfe abschlagen wollen, wenn sie vergewaltigen, foltern und Leichen schänden wollen, dann müssen sie das machen. Nur eben nicht mit Juden.

Es wird Zeit, der Welt zu zeigen, wo das eigentliche Problem liegt.

Mirna Funk ist eine deutsche Schriftstellerin und Publizistin. In ihren literarischen und journalistischen Arbeiten beschäftigt sie sich mit der Präsenz jüdischer Kultur in Deutschland heute und einer gegenwartsorientierten Erinnerungskultur. 2023 wurde sie mit dem Arik Brauer-Publizistikpreis ausgezeichnet. Im Februar 2024 erscheint ihr zweites Sachbuch „Von Juden Lernen“.

SEINE FAMILIE HAT MAN.
SEINE BANK WÄHLT MAN.

SEIT  1828

BANKHAUS SPÄNGLER

WWW.SPAENGLER.AT



Das Sigmund Freud Museum
wünscht allen Leser:innen
frohe Festtage!

Sigm. Freud
MUSEUM

www.freud-museum.at



Bezahlte Anzeige

» Zu Chanukka
wünsche ich schöne
Feierlichkeiten im
Kreise der Liebsten!«

Bürgermeister
KLAUS LUGER

L_nz

Foto: Robert Maybach



**Ich wünsche
Ihnen allen
ein fröhliches
Chanukka-
Fest!**

Alexander Nikolai
Bezirksvorsteher der
Leopoldstadt

2., Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Tel.: 01 4000 02111

bezahlte Anzeige



bmeia.gv.at

**Frohes
Chanukka!**

Chanukka Sameach!

 Bundesministerium
Europäische und internationale
Angelegenheiten

Aus Anlass des Chanukka-Festes 5784 übermittelt das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten die besten Wünsche. Möge das Fest der Kerzen und Lichter der Welt Glück und Zuversicht bringen. **Shalom aleichem!**

ENGELTUCH EINSCHALTUNG



**Bezirksvorsteher
Erich Hohenberger**

wünscht allen ein schönes Fest!

Sprechstunde nach telefonischer Voranmeldung unter
4000/03111DW – post@bv03.wien.gv.at
im Amtshaus Karl-Borromäus-Platz 3
landstrasse.wien.gv.at

Bezahlte Anzeige



**Chanukka
Sameach!**

Ein fröhliches und
schönes Lichterfest wünscht
Ihnen Ihre Stadt Graz.

GRAZ

© acthphoto | BEZAHLTE ANZEIGE




**In diesen schweren Zeiten stehen wir voll und ganz an der Seite
Israels sowie der jüdischen Gemeinde und hoffen gemeinsam auf einen
Weg in eine friedliche Zukunft.**

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen allen ein frohes Chanukkah-Fest.



August Wöginger
August Wöginger
ÖVP-Clubobmann



Über 400 Jahre Tradition im ältesten Hotel Wiens!
Nur wenige Schritte vom 1. Bezirk entfernt,
präsentieren sich 111 Zimmer, Tagungsräume sowie das
Restaurant als gelungene Mischung aus Alt und Neu.
Auf Wunsch reservieren wir für Sie koscheres Frühstück.



HOTEL STEFANIE
WIEN

1020 Wien, Taborstraße 12
+43 1 21150-0
stefanie@schick-hotels.com
www.hotelstefanie.wien

**Wir wünschen allen unseren
Freunden und Gästen
ein friedliches Chanukkafest!**

Pierre Lopper

wünscht allen Verwandten
und Freunden ein
schönes Fest
חג חנוכה שמח

**LANSKY, GANZGER,
GOETH + Partner**

wünscht allen Klienten, Freunden und
Bekannten ein
frohes Chanukka-Fest!
חג חנוכה שמח

**Abg.z.NR
Bettina Rausch,
Präsidentin der Politischen
Akademie der Volkspartei**

wünscht allen Leserinnen und
Lesern des NU-Magazin
ein schönes Chanukka-Fest!

Oberrabbiner Chaim Eisenberg
wünscht allen Verwandten und
Freunden ein frohes
Chanukka-Fest!
חג חנוכה שמח

NEOS
Parlamentsklub

**WIR STEHEN
GEMEINSAM GEGEN
HASS UND FÜR DIE
HOFFNUNG.
NIEMALS WIEDER
IST JETZT.**

NEOS-Klubobfrau
Beate Meinel-Reisinger

Impressum: NEOS-Parlamentsklub,
Dr. Karl Renner-Ring 3, 1017 Wien



Wo
der Mensch
im Mittelpunkt
steht.



Ärztl. Geschäftsführer: Prim. PD Dr. Benjamin Vyssoki Obfrau: Dr. Dvora Stein Kfm. Geschäftsführer: PD Dr. Susanne Schütt

**Das ESRA Team
wünscht allen KlientInnen und FreundInnen
ein frohes Chanukka!**



Jetzt neu!
Wir festern auf
Morbus Gaucher!
Weitere Infos
auf www.esra.at

Wir wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein fröhliches Chanukka Fest!

**Danielle und Martin,
Sammy und Yaelle,
Rachel und Debbie Engelberg**

חג חנוכה שמח

Die **nu**-Redaktion
wünscht allen Leserinnen und
Lesern sowie Förderern und
Freunden Chanukka Sameach!



Dr. Peter M. Winter, Partner bei labors.at wünscht
allen Patienten, Freunden und Bekannten ein

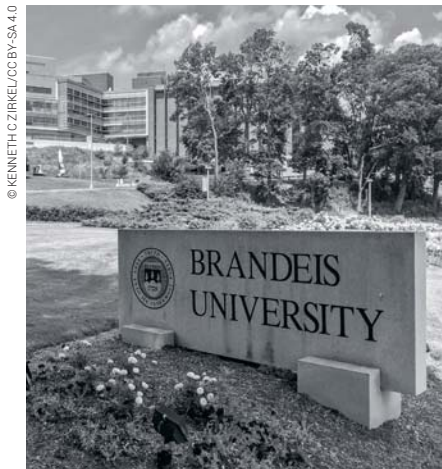
Frohes Chanukkafest!

Wien 2, Praterstraße 22
Tel.: (01) 260 53-0 | Fax: (01) 260 53-500
mail@labors.at | www.labors.at

labors.at

Dem Menschen den richtigen Wert geben.

Die dritte Front



Tafel auf dem Campus der Brandeis University mit dem Emblem und dem Motto „Wahrheit bis in ihr Innerstes“.

US-amerikanische Universitäten und der Krieg zwischen Israel und Hamas.

VON DEBORAH ENGELBERG

Was sich derzeit an den amerikanischen Universitäten tut, kann man durchaus als dritte Front des Krieges zwischen der Hamas und Israel bezeichnen. An vielen Universitäten herrscht seit langem Skepsis gegenüber Israel vor. Die Brandeis University, an der ich studiere, war davon bisher zwar nicht ausgenommen, doch gab es kaum antiisraelische Stimmungsmache. Immerhin war sie 1948 als nichtkonfessionelle Universität mit Unterstützung der amerikanisch-jüdischen Gemeinschaft gegründet worden und erhielt den Titel der „Jewish Ivy-League“ Universität.

Das Massaker an Israelis durch die Hamas offenbarte eine verstörende Wahrheit an amerikanischen Universitäten: Schweigen kann genauso ohrenbetäubend sein wie die lautesten Rufe nach Gerechtigkeit für Israel. Dieses Schweigen und die Rufe zugleich waren an meiner Universität, der Brandeis University, zu finden: Das Schweigen kam von der Studentenvereinigung, die Rufe von der Universitätsleitung. Am Tag des Massakers gab unser

Präsident sofort eine Stellungnahme ab, in der er sich klar und offen im Namen der gesamten Universität auf die Seite Israels stellte.

Die Sitzung der Studierendenvereinigung (Senate) von Brandeis nahm jedoch eine ganz andere Wendung. Insgesamt 21 Senatoren, so heißen die Studentenvertreterinnen und -vertreter, trafen zusammen, um eine eigene Stellungnahme abzugeben. Es kam zu heftigen Debatten. Als „International Student Senator“ musste ich mitanhören, wie meine Kolleginnen und Kollegen aus der Studentenschaft (einschließlich Jüdinnen und Juden) die Verurteilung des Terrorismus unter anderem als „zu politisch“ bezeichneten. Die Mehrheit lehnte es ab, in einer Resolution das Massaker der Hamas an israelischen Zivilisten zu verurteilen: zehn waren dagegen, sechs waren dafür, fünf enthielten sich der Stimme. Ich erstarrte vor Schock, denn ich gehörte zur Minderheit. Als eine von sechs Senatoren hatte ich für die Resolution gestimmt. Sie hätte neben einer Verurteilung der Hamas und der Aufforderung zur Freilassung der mehr als 200 israelischen Geiseln ausdrücklich Empathie gegenüber der palästinensisch-islamischen Gemeinschaft ausgedrückt, sowie zu Toleranz und informierten Diskussionen zwischen allen Studierenden an der Universität aufgerufen.

Die Ablehnung der Resolution hat inzwischen für weltweite Schlagzeilen gesorgt, mittlerweile haben 1.600 Mitglieder von Brandeis in einem offenen Brief den Terror der Hamas verurteilt und die Ablehnung als moralische Beschmutzung bezeichnet.

Drei Gründe

Die Haltung unserer Studierendenvereinigung gleicht nun bedauerlicherweise der jeder anderen nicht-jüdischen Universität in ganz Amerika. Ich führe das auf drei Gründe zurück: die Woke-Ära, den impliziten Antisemitismus und den Konsum voreingenommener Medien. Beim Thema „Woke“ geht es oft darum, die am meisten unterdrückten Teile der Gesellschaft

zu suchen. Hier wird die Behauptung aufgestellt, dass die Israelis durch ihre Politik gegenüber den Palästinensern selbst Schuld an dem Massaker tragen. Trotz der unvorstellbar brutalen Morde an 1.400 israelischen Zivilisten, Kindern, Frauen, Männern steht man an der Seite der Palästinenser, was an dem impliziten Antisemitismus liegt, der wiederum oft von einseitigen Medienquellen genährt wird, vor allem von sozialen Medien. Die Social-Media-Seiten, die Israel in der Woche des 7. Oktober schlecht dargestellt haben, sind dieselben, die Israel als Apartheid- oder Genozidstaat bezeichnen und häufig antisemitische Rhetorik gebrauchen. Hier herrscht der Slogan „From the river to the sea, palestine must be free“ vor, was bedeutet, dass Israel als Staat verschwinden und Jüdinnen und Juden dort keinen Platz mehr haben sollen.

Unterdrückende Worte

Universitäten in ganz Amerika werden immer mehr zu einem Umfeld der Überempfindlichkeit. Es herrscht eine Überwachung der Meinungsfreiheit aufgrund von Mikroaggressionen vor, aber Antizionismus und Antisemitismus gelten nicht als eines der Tabuthemen. Auf amerikanischen Universitäten, also auch auf Brandeis, ist es tabu, Ausdrücke wie „you guys“, oder „picnic“ zu verwenden, weil diese als „oppressive words“ (also als unterdrückende Worte) bezeichnet werden. Gleichzeitig bleibt die Bezeichnung Israels als Genozidstaat erlaubt.

Ich hatte das Privileg, in einem Umfeld aufzuwachsen und in eine Schule zu gehen, wo ich mir keine Sorgen um meine Meinungsfreiheit machen musste. Wo ich einen offenen Dialog zu politischen Themen führen und dadurch auch selbständig meine eigenen Meinungen bilden konnte. Hoffentlich werde ich auch hier in Amerika offene politische Diskussionen führen können, ohne auf dünnem Eis zu gehen. Bis dahin setzt sich der Kampf der dritten Front des Israel/Hamas Kriegs inmitten der Woke-Ära fort.

„Der Gewalt kann man oft nur mit Gewalt begegnen“



Bisher habe noch jede kriegsführende Partei ihren Krieg mit einem Arsenal von moralischen Argumenten gestützt, so der Philosoph Konrad Paul Liessmann. Religiöse Autoritäten und Intellektuelle würden sich immer für die geistige Munition finden.

Von Platon über Cicero bis zu Karl Popper: Seit der Antike wird darüber nachgedacht, ob und wie Kriege legitimiert werden können. Ein Gespräch mit dem österreichischen Philosophen Konrad Paul Liessmann über das Kriegführen und den „gerechten Krieg“ aus philosophischer Sicht.

VON ANDREA SCHURIAN

NU: Ist vom moralischen Standpunkt aus Krieg gleich Krieg, ist jeder Krieg gleich verwerflich? Oder gibt es gute und böse, gerechte und ungerechte oder doch zumindest mehr und weniger gerechtfertigte Kriege?

Konrad Paul Liessmann: Aus der Perspektive einer abstrakten Moral, wie sie auch vom radikalen Pazifismus vertreten wird, ist der Krieg an sich

verwerflich, eine Geißel der Menschheit, die stets Tod, Leid, Elend, Verwüstung und Zerstörung mit sich bringt. Und für diese Position spricht, dass kein Krieg auskommt, ohne das fundamentalste Menschenrecht, das Recht auf Leben, zu verletzen. In jedem Krieg, so bemerkte es einmal Elias Canetti, geht es letztlich darum, dass der Haufen der getöteten Feinde größer ist als die Zahl der eigenen Leichen. Die grundsätzliche Ächtung des Krieges kann also starke moralische Argumente für sich beanspruchen. Und dennoch ist Krieg nicht gleich Krieg, und seit der Antike wird darüber nachgedacht, ob und wie Kriege legitimiert werden können. Denn der Realität können wir uns nicht verschließen: dass Gewalt für viele immer noch ein Mittel ist, um Konflikte, wenn nicht zu lösen, so doch zu „bearbeiten“. Und der Gewalt kann man oft nur mit Gewalt begegnen. Interessant an all den Theorien des „gerechten Krieges“ ist ja, dass dabei davon ausgegangen wird, dass Krieg an sich kein wünschenswerter Zustand ist, dass der Frieden dem Krieg vorzuziehen ist und dass es

besonderer Gründe bedarf, um Kriege zu führen. Die Begründungen für einen „gerechten Krieg“ sind dann, den jeweiligen politischen, ideologischen und religiösen Überzeugungen entsprechend, über die Zeiten hinweg ganz unterschiedlich ausgefallen.

Platon hat gesagt, Krieg sei legitim, wenn er die gerechte Ordnung eines Staates verteidigt und illegitim, wenn er aus Habsucht und Eroberungssucht entsteht. Aristoteles hat angefügt, wenn ein Staat, der kulturell zur Führung befähigt ist, gegen solche Krieg führt, die zur Gefolgschaft bestimmt sind, also gegen Barbaren. Für Cicero war ein Verteidigungskrieg ein gerechter Krieg. Und, Sprung in die jüngere Vergangenheit: Karl Popper hat anlässlich des Zweiten Golfkriegs gesagt: „Unser erstes Ziel heute muss der Friede sein. Aber wir dürfen hier nicht davor zurückschrecken, für den Frieden Krieg zu führen.“

Das sind exakt einige der Konzeptionen des „gerechten Krieges“, wie sie entwickelt wurden. Interessant ist, dass schon in der römischen Antike der Gedanke geäußert wurde, dass ein Krieg nur gegen jemanden geführt werden darf, der sich „schuldig“ gemacht hatte, also Frieden und Sicherheit gefährdet hat, dass Unbeteiligte verschont werden müssen und dass sich Mittel und Zwecke die Waage halten sollten. Rom selbst hat sich bei seinen Eroberungskriegen wahrlich nicht immer an solche Maximen gehalten, aber darin drückte sich zumindest ein Problembewusstsein aus. In der Moderne kam noch der Gedanke dazu, dass Kriege nur von legitimierten Instanzen, also Staaten und Regierungen, erklärt und geführt werden können und von regulären Armeen durchgeführt werden sollten. Das ist aktuell besonders wichtig, da wir, wie es der Politologe Herfried Münkler nennt, in einem Zeitalter der asymmetrischen Kriege leben, in dem sich nicht Heere in offenen Schlachten bekämpfen, sondern sich z.B. staatl-

che Sicherheits- und Ordnungskräfte bewaffneten Formationen wie Terroristen, Partisanen und Untergrundkämpfern gegenübersehen, die von Zivilisten nur schwer zu unterscheiden sind. Der „Krieg gegen den Terror“ ist deshalb kein erklärter und definierter Kampf, sondern ein prinzipiell kaum eingrenzbare Unternehmen. Was die moralische Bewertung betrifft: Unstreitig scheint vielen Philosophen der Fall des Verteidigungskrieges, der analog zum Recht auf Notwehr gedacht wird: Wer angegriffen wird, hat das Recht, sich mit allen Mitteln zu verteidigen, das Risiko, das der Angreifer mit seiner Aggression eingeht, hat er selbst zu tragen. Einen Sonderfall stellt der Präventivschlag dar: Man greift selbst an, um einem vermeintlichen oder wirklichen Aggressor zu vorzukommen. Das ist politisch, militärisch und moralisch heikel. Ob all dies „gerecht“ genannt werden kann, ist deshalb eine strittige Frage, weil der Begriff der Gerechtigkeit impliziert, dass der gerechte Krieg zu gerechten Verhältnissen führen sollte. Viele sogenannte Friedensschlüsse trugen aber den Keim neuer Kriege in sich, und auch das Beispiel von Karl Popper zeigt dies: Der Zweite Golfkrieg hat die Region eben nicht befriedet. Aber die Formulierung Poppers – wir dürfen nicht „zurückschrecken“ – zeigt doch, dass der Krieg damit eher als notwendiges Übel, denn als moralisches Erfordernis gesehen wird. Ich tendiere in dieser Frage zu der Position, wie sie einmal die österreichische Philosophin Herlinde Pauer-Studer formuliert hat: dass es zwar keine „gerechten“, wohl aber „zulässige“, also gerechtfertigte Kriege geben kann.

Wie ist in diesem Sinn der Kampf gegen die Hamas zu sehen?

Zweifelloso ist die Hamas eine terroristische Organisation, die sich vor dem Hintergrund einer islamistischen Ideologie nicht nur die Beseitigung des Staates Israel, sondern die Vernichtung jüdischen Lebens zum Ziel gesetzt hat. Der barbarische Überfall und die Massaker vom 7. Oktober 2023 haben dies auf das Furchtbarste bestätigt. Die Hamas ist aber auch eine politische Kraft, territorial im Gazastreifen, den sie beherrscht und von dem aus sie ihre Angriffe startet, verankert.

Dass Israel in seinem legitimen Interesse, sich und seine Bürger zu verteidigen, versuchen muss, die Kontrolle über dieses Gebiet zu gewinnen, dieses zumindest zu neutralisieren, musste der Hamas, ihren Verbündeten und Sympathisanten wohl klar gewesen sein. Diese tragen deshalb für alles, was nach dem 7. Oktober geschah, eine Mitverantwortung. Israels gerechtfertigter Kampf gegen den Terror wird damit notwendig hybrid, nimmt die Form einer militärischen Intervention an und hat auch, da noch andere Mächte wie der Iran, die Türkei, Russland und die USA involviert sind, eine prekäre geopolitische Komponente. Wie gerechtfertigt hingegen ein großer Krieg mit unabsehbaren Konsequenzen, der sich aus dieser Konstellation ergeben könnte, noch ist – wer wüsste darüber zu befinden? Hoffen wir, dass sich diese Frage nie stellt.

Wann ist das Kriegführen nicht nur moralisch erlaubt, sondern sogar moralisch geboten?

Ich halte es für schwierig, eine „Pflicht“ zum Krieg zu argumentieren, denn das würde bedeuten, dass wir von uns verlangen, unser Leben aufs Spiel zu setzen, nicht um uns oder die Gemeinschaft, der wir uns verpflichtet fühlen, zu verteidigen, sondern um für eine andere, nun selbst moralisch argumentierte Sache mit gewaltsamen Mitteln einzustehen. In der Moral geht es letztlich um Gut und Böse. Wird der Feind als das Böse klassifiziert, dann bleibt eigentlich nur seine Vernichtung, denn mit dem Bösen kann man weder verhandeln noch Kompromisse schließen. So paradox es klingt: Moral erschwert es, Kriege zu beenden. Oder es geht um Werte, die uns diese Pflicht zum Krieg auferlegen. Nun, spätestens seit Nietzsche wissen wir, dass nichts so flexibel und dehnbar ist wie ein Wert. Die „wertebasierte“ deutsche Außenpolitik der letzten zwei Jahrzehnte hat ja etliche Kapriolen geschlagen. Es gab vor allem im Kontext der Diskussion um sogenannte „humanitäre Interventionen“ Versuche, solch eine Pflicht zu einem militärischen Eingreifen – etwa um einen Völkermord zu verhindern oder einen Diktator zu stürzen – zu argumentieren, allerdings sind solche Begründungen mitunter so durchsichtig mit Machtinteressen

verquickt, dass es schwer fällt, an das Gute zu glauben, vor allem, wenn die Ziele nicht erreicht werden können und lediglich instabile Verhältnisse entstehen, die jederzeit wieder in offene gewaltsame Auseinandersetzungen umschlagen können. Wenn die Menschen nach einer „humanitären“ Intervention schlechter leben als vorher, ist offenbar irgendetwas schiefgegangen. Dazu kommt, dass solche Vorstellungen oft mit dem Völkerrecht, das eine Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen souveränen Staates gebietet, kollidieren. Selbst wenn das Völkerrecht schon lange nicht mehr sakrosankt ist, muss man sehr vorsichtig sein, wenn man sich anschickt, es bei jeder sich bietenden Gelegenheit auszuhebeln. Und noch etwas spricht gegen die moralische Qualifizierung des Krieges: Dieser mag zwar gegenüber dem eigenen Verband Tugenden wie Tapferkeit, Opfer- und Hilfsbereitschaft stärken, er zwingt die Kämpfenden aber, in der Logik des Todes und des Tötens zu denken. Auch zulässige Kriege machen die Beteiligten roh und unmenschlich.

Gibt es überhaupt eine Ethik des Krieges?

Seit langem wird ja das „jus ad bellum“ vom „jus in bellum“ unterschieden, also die Frage nach dem Recht, einen Krieg zu führen, getrennt von der Frage, was in einem Krieg rechtmäßig und zulässig ist. In diesem Sinne gibt es eine Kriegsethik, die etwa definiert, wann es in einem Krieg zu Kriegsverbrechen kommt: wenn die Zivilbevölkerung oder andere Unbeteiligte massakriert werden, wenn die eingesetzten militärischen Mittel unverhältnismäßig sind, wenn Soldaten, die sich ergeben haben, gefoltert oder getötet werden. Spricht man heute von Kollateralschäden, verharmlos man mit diesem Wort nur den Tatbestand, dass man sich nicht an diese Kriegsethik halten wollte oder konnte. Es war jedoch immer schon ein strittiger Punkt, wie sehr sich diese Ethik auch auf Gruppen bezieht, die sich außerhalb eines regulären Kriegsgeschehens bewegen, etwa auf Terroristen oder Freischärler. Und die moderne Form der Kriegsführung, wie sie seit dem Zweiten Weltkrieg praktiziert wird, zählt das gezielte Vernichten ziviler

Infrastrukturen und nichtbeteiligter Menschen – etwa bei einem Flächenbombardement – zu ihren legitimen Strategien und verstößt damit implizit gegen das Kriegsrecht.

Die Humanisten des 16. Jahrhunderts stellten die Vergeblichkeit aller Bemühungen fest, Krieg rational einzuhegen. Erasmus von Rotterdam kam nach der Prüfung der europäischen Kriege seiner Zeit zum Schluss, dass keiner gerecht gewesen und jeder noch so ungerechte Friedenszustand dem scheinbar gerechtesten aller Kriege vorzuziehen sei.

Das ist eine schwierige Frage. Denn natürlich ist es für Menschen in vielen Fällen besser, auch unter schlechten Bedingungen zu leben als zu sterben. Andererseits: Wenn Menschen z.B. nicht unter einer fremden Herrschaft leben wollen und sie dafür bereit sind, in den Tod zu gehen – wer will es ihnen verwehren? Allerdings: Sollten wir nicht davon ausgehen, dass die meisten Menschen einfach ein halbwegs perspektivenreiches Leben leben wollen, dass sie friedliche und sichere Verhältnisse einem Zustand ständiger Bedrohung vorziehen? Und müssen wir nicht annehmen, dass sich in Kriegen oft Machtinteressen ausdrücken, die mit dem, was die meisten Menschen wollen, wenig zu tun haben? Wohl aber müssen sie oft für diese Interessen mit ihrer Gesundheit, mit der Vernichtung ihrer Städte, mit ihrem Leben bezahlen. Das hängt wie ein Damoklesschwert über der Konzeption

des „gerechten Krieges“: dass es selten um Gerechtigkeit – ich schließe das nicht aus –, doch sehr oft – ich halte das für den Regelfall – um die Machtinteressen von Wenigen geht.

Können Kriegsparteien selbst zwischen moralisch zulässigen und unzulässigen Kriegen unterscheiden?

Ich fürchte, nein. Die Geschichte zeigt, dass sich noch jede kriegsführende Partei im Recht fühlte und, wenn es sein muss, ein Arsenal von moralischen Argumenten auffährt, um dies zu stützen. Und es werden sich immer auch Philosophen, religiöse Autoritäten und Intellektuelle finden, die dafür die geistige Munition liefern.

Ist der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen nicht das Gremium, das entscheidet, ob ein Militäreinsatz durchgeführt wird?

Das wäre so vorgesehen gewesen. Da die unmittelbar oder mittelbar in einen Krieg involvierten Mächte auch im Sicherheitsrat sitzen, blockiert sich dieser – von wenigen Ausnahmen abgesehen – meist selbst. Er ist eben kein unparteiisches Organ. Ein solches könnten nur extraterrestrische Intelligenzen bilden – doch diese lassen auf sich warten.

In unserer Kultur gibt es das uneingeschränkte Tötungstabu, jemanden zu töten ist eine böse Tat. Im Krieg – bzw. in welchem Krieg – ist Töten moralisch bzw. das moralisch Sein könne Töten

erfordern. Hebelt eine staatliche Lizenz zum Töten das Tötungstabu aus?

Ich denke, dass hier wirklich ein fundamentaler, fast möchte ich sagen, tragischer Widerspruch vorliegt. Ja, die staatliche Lizenz zum Töten hebt das Tötungsverbot aus. Es handelt sich ja um kein Tabu im eigentlichen Sinn, sondern es ist ein verbrieftes Menschenrecht, nicht vom Staat getötet zu werden. Über die Todesstrafe lassen wir deshalb keine Diskussionen zu. Nun könnte man sagen, dass in einem konventionellen Krieg ja nicht einfach staatlich getötet, sondern dass gekämpft wird, dass die Gegner ähnliche Chancen haben und dass auch Tapferkeit und Geschick, Klugheit und Bewaffnung über Leben und Tod entscheiden. Das war das romantisierende Bild des ritterlichen Kampfes, das schon in der Antike kaum gegolten hat. Die moderne Kriegsführung mit Raketen, Artillerie, Drohnen und Massenvernichtungswaffen kennt diesen symmetrischen Kampf nicht einmal mehr als Metapher. Dass das Tötungsverbot in einem Krieg aus zulässigen Gründen außer Kraft gesetzt werden kann, macht dieses Töten jedoch noch nicht zu einem moralisch integren Akt. Viel wäre vielleicht gewonnen, wenn wir einsehen, dass wir manche Konfliktsituationen nur bewältigen können, wenn wir unsere hehrsten Prinzipien außer Kraft setzen. Manchmal mag dies tatsächlich notwendig sein. Ein Grund zum Jubeln ist es nie.

**Die Wiener
Volkspartei**
Rathausklub

**Mit den besten
Glückwünschen
zu Chanukka für
die jüdische Gemeinde.**



Dr. Markus Wölbitsch, MIM
Klubobmann

Zukunft der Entwicklungshilfe

Außenminister Alexander Schallenberg verfügte nach dem Massaker an Israelis den Stopp und die Überprüfung der Entwicklungshilfe an die Palästinenser. Aber wir brauchen mehr: einen Paradigmenwechsel.

VON MARTIN ENGELBERG
(ÖVP-SPRECHER FÜR INTERNATIONALE
ENTWICKLUNGSZUSAMMENARBEIT)

Österreich finanziert derzeit acht Entwicklungshilfeprojekte im Gesamtumfang von zirka 20 Millionen Euro. Fast die Hälfte davon geht an die UNWRA. Diese Zahlungen sind so lange einzustellen, bis sichergestellt ist, dass die nachstehend genannten Bedingungen eingehalten werden.

Ohne einen dramatischen Wandel im öffentlichen Diskurs sowie im politischen Denken der Palästinenser ist kein Friedensprozess vorstellbar. Eine künftige palästinensische Regierung muss nicht nur einen Friedensvertrag unterzeichnen, sondern man muss auch darauf vertrauen können, dass sie ihn einhält.

Wenn die EU einen Funken Hoffnung auf einen künftigen Friedensprozess bewahren will, muss sie ihre Politik und Finanzierung darauf konzentrieren, einen dramatischen Wandel in der palästinensischen Gesellschaft herbeizuführen. Frieden wird nur möglich sein, wenn eine Mehrheit der Israelis wieder zuversichtlich sein wird, dass die Palästinenser einen jüdischen Staat wirklich akzeptieren, Frieden wollen und die Gesellschaft stabil genug ist, damit Terroristen wie die Hamas nicht die Kontrolle über einen künftigen palästinensischen Staat übernehmen können. Daher muss sich jede zukünftige Hilfe, sei es an die Palästinensische Autonomiebehörde oder an NGOs, auf die Bekämpfung jeglicher Unterstützung oder Toleranz für Gewalt in der palästinensischen Gesellschaft konzentrieren. Zukünftige Hilfe muss darauf fokussieren, den

öffentlichen Diskurs weg vom „Widerstand“ und hin zum Frieden zu lenken. Alle Beihilfen müssen daher an drei Grundvoraussetzungen geknüpft sein:

1. Öffentliche Anerkennung des Existenzrechts Israels als Heimat des jüdischen Volkes auf arabisch. Diese Anerkennung muss gut sichtbar auf allen Websites und im öffentlichen Material der Einrichtung, die das Geld erhält, aufscheinen, unabhängig davon, ob es sich um die öffentliche Hand oder eine NGO handelt.

2. Die Empfänger-Einrichtungen, Palästinensische Autonomiebehörde oder NGOs, müssen die Hamas und jeglichen Terror – einschließlich Euphemismen wie „Widerstand“ – öffentlich und auf arabisch verurteilen. Diese Ablehnung und Verurteilung müssen deutlich sichtbar gemacht werden.

3. Die Empfänger-Einrichtungen, Palästinensische Autonomiebehörde oder NGOs, müssen sich öffentlich und auf arabisch zur proaktiven Förderung des friedlichen Zusammenlebens verpflichten und diese praktizieren.

Notwendige Schritte

1. Eine unabhängige Stelle überprüft alle Mittel, die an palästinensische Empfänger gehen, auf die Einhaltung der hier genannten Bedingungen. Dabei sind nicht nur die Projektpartner, sondern auch deren Subunternehmer zu prüfen.

2. NGOs, die das Massaker vom 7. Oktober begrüßt haben, werden sofort und für immer alle Förderungen entzogen. Das Management dieser NGOs muss auf eine schwarze Liste gesetzt werden, damit sie keine Fördermittel für eventuell neu gegründete NGOs erhalten können.

3. Einstellung der Finanzierung jener NGOs, die nachweislich mit der PFLP, einer von der EU als solche anerkannten Terrororganisation, verbunden sind. NGOs, die Mitglieder irgendeiner Terrororganisation beschäftigen, können keine Fördermittel erhalten.

4. Die Palästinensische Autonomiebehörde gibt umgerechnet acht bis zehn Prozent ihres Budgets für Gehälter verurteilter Terroristen aus, darun-

ter auch solche der Hamas. Selbst den gefangenen Terroristen, die das Pogrom vom 7. Oktober verübt haben, stehen Millionen Euro zu. Dies muss jetzt ein Ende haben. Wir können die Ausreden der Palästinensischen Autonomiebehörde oder ihrer falschen Freunde in der EU nicht länger akzeptieren.

Ja, wir finanzieren dies nicht „direkt“. Aber wir alle wissen, dass Geld „kein Mascherl hat“, wie man in Österreich sagt. Durch unsere Unterstützung werden Mittel für die Palästinensische Autonomiebehörde frei, um den Terror zu belohnen und zu fördern.

Und es ist keine Wohlfahrt, wie wir sie kennen. Das Geld orientiert sich nicht an den Bedürfnissen der Familien, sondern an der Schwere des Verbrechens. Als ersten Schritt muss Österreich und auch die EU diese beschämende Praxis öffentlich verurteilen. Wenn die Palästinensische Autonomiebehörde sich weigert, diese Prämien und Zahlungen zu streichen, ist dieser Betrag von der gesamten EU-Finanzierung zu streichen und sollen diese Gelder an israelische Opfer des Terrors weitergegeben werden.

5. In den palästinensischen Schulbüchern werden auf unerhörte Art und Weise Kinder und Jugendliche zu Hass gegen Israel und Juden aufgestachelt und der Märtyrertod verherrlicht. Das muss ein Ende haben. Dies betrifft auch die Schulen der UNRWA im Gazastreifen und im Westjordanland. Das muss öffentlich verurteilt und durchgesetzt werden. Keine Ausreden mehr, kein Weitermachen wie bisher.

Das „Rückkehrrecht“ für die nunmehr fünfte Generation von Nachkommen von Flüchtlingen, das es im Völkerrecht nicht gibt, muss aus dem Lehrplan verschwinden, auch in den UNWRA-Schulen.

Diese Idee ist per Definition unvereinbar mit einer friedlichen Zweistaatenlösung. Eine EU, die den Anspruch erhebt, sich für eine solche Zweistaatenlösung einzusetzen, kann das nicht dulden. Es ist ein schwerer Fehler, dass die EU bisher die Förderung eines Konzepts finanziert, das ein großes Hindernis für den Frieden darstellt.

„Arye, es ist Krieg, wir brauchen dich!“

© PRIVAT



„Das kann man nicht veröffentlichen. Das ist zu grausam.“ Arye Shalimar berichtet über die von der Hamas aufgezeichneten Bilder der Gräueltaten.

Der Politologe, Schriftsteller und Mitarbeiter des israelischen Ministerpräsidenten, Arye Shalimar, wurde nach dem Überfall der Hamas als Reservist eingezogen. Nun ist er wieder als Pressesprecher der Israel Defence Force (IDF) für den deutschsprachigen Raum tätig.

VON RENÉ WACHTEL

NU: Wie haben Sie am 7. Oktober vom Massaker erfahren?

Arye Shalimar: Es gab schon in der Früh Raketenalarm im Raum Tel Aviv, wo ich mit meiner Familie wohne. Das sind wir gewöhnt. Aber diesmal war es anders, der Sirenenton war länger. Wir schalteten unsere Handys und den Fernseher ein und wir sahen, dass ein Pick-up mit Hamas-Terroristen durch

Sderot, die Stadt an der Grenze zu Gaza, fährt und auf alles schießt. Dann kamen immer mehr Bilder, auch von anderen Städten, Dörfern und Kibbuzim. Im Internet kursierten viele verstörende Videos, die Terroristen hatten Bodycams, filmten alles und stellten es ins Internet. Aber das Ausmaß der Katastrophe war mir immer noch nicht richtig bewusst. Zirka um 14 Uhr kam der Anruf der Armee. „Arye wir sind im Krieg, wir brauchen dich!“ Ich nahm meine Uniform, verabschiedete mich von meinen Liebsten und fuhr ins Hauptquartier der Israel Defence Force (IDF) nach Tel Aviv, um meine Arbeit als IDF-Pressesprecher aufzunehmen. Mein gesamtes Team war da. Aber das richtige Ausmaß dieser Tragödie wurde uns erst später klar, als die Zahl der Opfer, Toten, Vermissten und Verschleppten bekannt wurde.

Wie ist es für Ihre Familie, für die Kinder? Wie gehen sie mit der Situation um?

Nach dem Anschlag waren alle Schulen in Israel geschlossen, die Kinder blieben bei meiner Frau zu

Hause. Natürlich war die Angst groß, aber meine Frau hat versucht, sie zu beruhigen. Auch das Wirtschaftsleben in Israel wurde hinuntergefahren, die Banken waren eingeschränkt offen, viele Geschäfte hatten zu. Es wurden ja 360.000 Reservisten eingezogen. Es gibt auch viele Freiwillige, die den vertriebenen Israelis aus Südisrael helfen. An die 500.000 Menschen sind aus Südisrael geflüchtet und wurden in Hotels oder privaten Unterkünften untergebracht. Es sind so viele, die diesen traumatisierten Menschen helfen. Auch im Norden wurden Städte evakuiert, auch da helfen viele Zivilisten. Auch da, wo wir wohnen, haben sich viele Familien zusammengetan und kümmern sich um die Kinder der Nachbarn. Es herrscht eine große Solidarität in Israel. Meine beiden Kinder sehen mich jetzt in Uniform und sind natürlich immer besorgt, wenn ich außer Haus gehe. Als IDF-Sprecher fahre ich oft nach Südisrael, wo die Gefahr allgegenwärtig ist. Ich komme zwar täglich nach Hause, aber immer spätabends oder in der Nacht. Meine neunjährige Tochter wartet immer, bis ich komme, egal um welche Zeit, letztens sogar bis zwei Uhr morgens, um mich zu umarmen. Das ist schön zu erleben.

Haben Sie oder Ihre Familie Opfer bei dem Massaker zu beklagen?

Nein, direkt in unserer Verwandtschaft und im engen Freundeskreis nicht. Aber jeder in Israel kennt jemanden, der ermordet, vermisst oder als Geisel in der Hand der Hamas ist, vor allem unter den drei- bis viertausend Besuchern des Musikfestivals, viele aus dem Raum Tel Aviv, die auf grausamste Weise umgebracht worden sind. Ich habe Ramle besucht, dort hat das Rabbinat eine Station eingerichtet, wo Leichen hingebacht wurden, um sie zu identifizieren. In Kühlcontainern häuften sich Leichensäcke mit noch nicht identifizierten Menschen. Bis nicht alle identifiziert sind, ist die

Zahl der Vermissten so hoch. Die Leichen wurden verbrannt, geschändet, es ist unbeschreiblich. Als ich dort war, wurde gerade die verkohlte Leiche einer jungen Frau identifiziert. Man entdeckte einen Klumpen am Bauch – es stellte sich heraus, dass diese junge Frau ihr Baby beschützen wollte und beide verbrannt wurden. Ob bei lebendigem Leib oder nicht, kann man nicht sagen. Das ist alles fürchterlich. Es gibt Leichen von Babys ohne Köpfe, fürchterlich geschändete Leichen. Das alles wurde auch gefilmt. Ich habe solche Videos gesehen, von den Bodycams der Terroristen. Das kann man nicht veröffentlichen. Das ist zu grausam.

Wie geht es Ihrem Schwiegervater, der ja erst vor einem Jahr aus Cherson in der Ukraine vor dem Krieg geflüchtet ist?

Ja, mein Schwiegervater ist von einem Kriegsschauplatz in einen an-

deren geflüchtet. Aber er nimmt es offensichtlich gelassener als wir. Er versteht kein Wort Hebräisch und bekommt die israelischen Nachrichten nicht mit, die 24 Stunden täglich berichten. Natürlich hört er Nachrichten auf Russisch oder liest Nachrichten im Internet auf Russisch. Vielleicht ist er auch abgehärteter. Er hat lange in der Armee der Sowjetunion gedient, er war beim Ungarn-Aufstand dabei und auch bei der Niederschlagung des Prager Frühlings im Jahr 1968.

Sie haben auch die Orte besucht, die überfallen wurden. Können Sie beschreiben, was Sie dort gesehen haben?

Es war ein Bild der Apokalypse – alles verwüstet und zerstört. Als ich dort war, wurden gerade viele Leichen geborgen. Leichen und Leichenteile lagen in den Straßen. Es war alles verwüstet. Kindergärten, Schulen, Arzt-

praxen, Büchereien – einfach alles böswillig zerstört. Und überall Leichen. Die Hamas-Terroristen haben vor nichts Halt gemacht, sie wollten wirklich nur ein Blutbad anrichten.

Wie lautet Ihre persönliche Einschätzung über die Folgen des Terroranschlags und des Krieges gegen die Hamas?

Dieses Massaker hat das Land bereits verändert und wird es auch dauerhaft verändern. Auch im Jom-Kippur-Krieg ging es um die Existenz des Staates Israel. Nun, nach fünfzig Jahren, erlebt eine neue Generation wieder dieses Gefühl, dass Israel in einer feindlichen Umwelt existiert und die Feinde nur ein Ziel haben: den Staat Israel zu zerstören und alle Juden zu ermorden. Das ist eine tiefe Zäsur, vor allem auch für junge Israelis.

MEHR KULTUR.
MEHR MÖGLICH.



OÖ. KULTURSOMMER
Festivals landesweit genießen

KUNST UND KULTUR ENTDECKEN

Landestheater Linz / OÖ. Landes-Kultur GmbH /

OÖ. Landesmusikschulwerk / Bruckner Orchester Linz /

Anton Bruckner Privatuniversität OÖ /

StifterHaus / OÖ. Landesbibliothek /

OÖ. Landesarchiv / Kunstsammlung des Landes OÖ



[facebook.com/ooe.gv.at](https://www.facebook.com/ooe.gv.at)



[@landoberoesterreich](https://www.instagram.com/landoberoesterreich)

www.land-oberoesterreich.gv.at

Kultur



ober
österreich

„In Frieden auf das Meer schauen“



© PRIVAT

Israel sei weiterhin das Land, das hundertprozentig sicher ist für Jüdinnen und Juden, meint Yanai Katzir. Hier ein Bild mit seiner Familie aus glücklichen Tagen.

Yanai Katzir, Sohn eines entfernten Verwandten, musste seinen knapp siebzijährigen Vater als eines der ersten Opfer der Hamas begraben. Er berichtet von den dramatischen Stunden und seinen Gedanken über die Zukunft in Israel.

VON DANIELLE SPERA

NU: Unsere Gedanken sind bei eurer Familie. Wir teilen eure Trauer. Es ist nicht zu fassen, was in dem Kibbuz, in dem deine Eltern leben, geschehen ist.

Yanai Katzir: Es gibt keine Worte für das, was passiert ist. Wir sind noch immer wie erstarrt.

Wie hast Du den 7. Oktober erlebt?

Um etwa 6.30 Uhr in der Früh startete der Raketenbeschuss. Wir sind daran seit Jahren gewöhnt. Normalerweise geht man direkt in den Schutzraum und wartet, bis es vorüber ist. Mein Vater war um 6 Uhr zu einer Jeep-tour aufgebrochen. Nachdem die Sirenen nicht aufhörten, rief ich meine Mutter an und bat sie, in den Schutzraum zu gehen. Das geschieht normalerweise wirklich automatisch. Ohne Drama. Wenn ich das sage, ist es schrecklich, dass das eigentlich unsere Realität ist. Aber so ist es. Mein

Vater ist sofort umgekehrt und wollte zu meiner Mutter, doch als er in den Kibbuz zurückkam, schossen die Terroristen sofort auf ihn. Sie haben ihn in seinem Auto erschossen. Er war sofort tot. Meine Mutter lief in den Schutzraum.

Das Außergewöhnliche waren die Schüsse, die gibt es normalerweise im Kibbuz nicht. Dann waren Stimmen zu hören, die arabisch sprachen. Sie haben geschrien, geschossen, man hörte Bombengeräusche. Meine Mutter schrieb jede halbe Stunde. „Ich bin im Schutzraum und habe mich hier im Kasten eingesperrt. Sie sind bei uns im Haus und schießen überall. Ich liebe Euch, ich habe keine Angst zu sterben, ich möchte nur nicht entführt werden.“

Wenn ich von meinem Vater spreche, ist das eine Geschichte, aber meine gesamte Gemeinschaft ist tot. Mein Innerstes, meine Seele ist tot. Meine Mutter, alle Geretteten, aber auch alle Getöteten, sind Helden.

Ich war verzweifelt, dass ich meiner Mutter nicht helfen konnte. Im Kibbuz gab es einen eigenen Sicherheitsdienst, es sind aber nur 15 Männer, die von 200 Hamas-Terroristen angegriffen wurden. Die standen auch auf den Dächern der Häuser und schossen wild um sich, mit schweren Waffen und Maschinengewehren. Unsere Leute konnten da nicht mithalten. Und die Armee kam nicht. Der Kibbuz waren stundenlang auf sich allein gestellt. Meine Mutter hat weiterhin geschrieben: „Mach dir keine Sorgen, ich bin ok.“ Von Freunden erhielt ich in den verschiedenen Whatsapp-Gruppen Nachrichten, wie: „Sie sind in meinem Haus, bitte helft mir.“ „Wir haben Verletzte und Tote hier.“ Es war wie der Holocaust, der sich wiederholte.

Die Terroristen schossen auf die Stromkabel und die Wasserleitungen. Nach einigen Stunden gingen die Batterien der Handys zu Ende, auch bei meiner Mutter. Ich dachte, das war es. Mein Vater hatte seit vielen Stunden nicht mehr geantwortet. Ich wusste sofort, dass etwas Furchtbares geschehen war. Da habe ich begonnen zu beten. Bitte gib mir meine Eltern zurück. Bitte wenigstens einen der beiden. Das ging dreißig Stunden lang so. Meine Mutter war im Kasten im Schutzraum, dreißig Stunden ohne Essen, ohne Wasser. Währenddessen mordeten die Terroristen und begannen, den Kibbuz auszuräumen, sie packten Möbel, Klimageräte, Kühlschränke, sie nahmen alles, auch unsere Seele. Dann erfuhr ich, dass meine Mutter lebt. Es war ein unbeschreibliches Gefühl. Trotzdem war man besorgt, dass noch Terroristen da wären oder noch welche nachgekommen waren. 15 Prozent der Bewohner des Kibbuz wurden getötet und 20 junge Menschen entführt. Sie haben 40 Kinder und Babys getötet. Sie haben Hände, Beine, Köpfe abgeschnitten; Menschen lebendig verbrannt, die Geschichten des ISIS waren wie Mär-

chen dagegen. Wenn ich von meinem Vater spreche, ist das eine Geschichte, aber meine gesamte Gemeinschaft ist tot. Mein Innerstes, meine Seele ist tot. Meine Mutter, alle Geretteten, aber auch alle Getöteten, sind Helden. Sie hatten keine Waffen, nur die Schutzräume. Jetzt geht es um uns oder sie. Und es werden wir sein. Denn es ist nicht wie der Holocaust. Jetzt haben wir unsere eigene Armee, wir haben ein Land und wir sind vereint.

Woher haben die Terroristen euren Kibbuz und die Gegebenheiten dort gekannt?

Es gibt momentan so viele unbeantwortete Fragen. Es war wirklich unheimlich, denn sie wussten offenbar, wer wo wohnt, wo alleinstehende Menschen zu Hause sind, wie man auf die Dächer der Häuser gelangt. Meine Mutter hatte immer wieder Kontakt mit Palästinensern aus dem Gaza-Streifen.

Das heißt, sie waren auch bei deinen Eltern zu Hause?

Nein, aber in anderen Häusern und in anderen Kibbuzim. Unsere Leute haben immer wieder mit Palästinensern aus Gaza Kontakt gehabt, sie haben sie in israelische Spitäler gebracht, wenn sie krank waren oder Medizin gebraucht haben. Sie haben sie unterstützt, ihnen Arbeit in Israel vermittelt oder ihnen auch Geschenke zu den Feiertagen übergeben. Viele Palästinenser aus Gaza haben in den Kibbuzim, die jetzt überfallen wurden, gearbeitet, vielleicht sind die Informationen auch so weitergegeben worden.

Was ist der Grund, dass sie diese Informationen an die Hamas verraten haben, wurden sie bestochen?

Es kann sein, dass die Hamas gesagt hat, wenn ihr nicht mitmacht, dann töten wir eure Familien. Bis zum 7. Oktober haben wir den Palästinensern vertraut. Das kann ich jetzt nie mehr

wieder. Auch wissend, dass dort viele vielleicht unschuldig sind und normal leben wollen.

Dass so viele bei den Massakern mitgemacht haben, die keine Hamas-Terroristen waren: Ist das nicht ein Zeichen dafür, dass es im Gaza-Streifen auch nicht besser wird, selbst wenn die Hamas nicht mehr an der Macht ist? Wer soll dann dort regieren?

Das ist eine gute Frage. Die Hamas ist wie ISIS. Man kann die Drahtzieher auslöschen, aber nicht die Ideologie. Die Hamas ist viel mehr als eine Terrororganisation, sie ist eine Organisation, die eine Ideologie über die Welt verbreitet. Die Idee lautet „Befreit Palästina“, das heißt Israel muss weg. Jetzt sollte die Welt aber wissen, was passieren würde, selbst wenn alle Jüdinnen und Juden aus der Region verschwinden würden. Dann würde die Hamas weiterziehen und andere Staaten überfallen. Auch Europa hat da ein großes Problem mit den starken muslimischen Communitys. Bedauerlicherweise stimmt der Spruch: Nicht alle Moslems sind Terroristen, aber die meisten Terroristen sind Moslems. Damit muss man sich schleunigst beschäftigen. Meiner Meinung nach wird man der Ideologie nicht mehr Herr werden.

Die Protestierenden, die „Free Palestine“ rufen, erhalten immer mehr Zulauf.

Es ist leicht, auf europäischen, amerikanischen oder sonstigen Straßen so etwas zu skandieren, ohne zu wissen, was es bedeutet. Jene Liberalen und Linken, die da mitrufen, sollten sich ein Bild machen, was hier geschieht. Denn sie wären die ersten, die der Hamas zum Opfer fallen würden. Andersdenkende, Homosexuelle werden hingerichtet, Frauen sind in der Öffentlichkeit praktisch nicht existent. „Free Palestine“ bedeutet die Endlösung der Judenfrage – wie es die Nazis ge-

nannt haben – im Nahen Osten. Die Welt sollte hier aufwachen, bevor es zu spät ist. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland haben viele Länder es auch nicht so ernst genommen. Nach dem Holocaust war es zu spät, etwas zu tun.

Wie kann man in Israel in diesen Wochen den Kindern noch Hoffnung vermitteln?

Ich habe eine drei Jahre alte Tochter, und meine Frau ist derzeit schwanger. Ich denke mir Folgendes: Als der Krieg in der Ukraine begann, sind tausende Menschen aus der Ukraine geflüchtet. Nach dem 7. Oktober sind 250.000 Menschen nach Israel geflogen, um das Land zu verteidigen und zu unterstützen. In den vergangenen Wochen haben wir hunderttausende Menschen aus dem Süden Israels in Sicherheit gebracht. Fremde Menschen haben sie aufgenommen, ihre Wohnungen und Häuser geöffnet, ihnen Essen, Kleidung, Autos zur Verfü-

gung gestellt. Auch wir leben jetzt in einem anderen Ort, es ist ein bisschen eine Parallelwelt. Israel ist weiterhin das Land, das hundertprozentig sicher ist für Jüdinnen und Juden. Eine Insel inmitten all der Diktaturen.

Warum hat sich eure Familie in Kfar Aza angesiedelt, so nahe am Gazastreifen?

Mein Vater war ein leidenschaftlicher Erdäpfelbauer. Seine Erdäpfel waren berühmt. Bauer zu sein, war sein Traum. Das Wichtigste in seinem Leben waren aber wir, seine Familie. Er hat ursprünglich in einem anderen Kibbuz gelebt, dort haben ihm die gesellschaftlichen Strukturen nicht so gut gefallen, daher sind meine Eltern hierhergezogen. Gaza war ja damals auch ganz anders, wir haben dort eingekauft oder sind zu einem Mann gefahren, der unsere Fahrräder repariert hat. Es war beeindruckend, die Strände sind so schön wie in Tel Aviv gewesen, man hätte viel daraus machen können.

Eure Familie kam zum Teil aus Ex-Jugoslawien.

Ja, die Familie meiner Mutter. Die Familie meines Vaters ist hier praktisch seit biblischen Zeiten ansässig. In Israel gibt es nicht viele Familien, deren permanente Anwesenheit so lange zurückreicht, vielleicht etwa eintausend. Meine Urgroßmutter kam übrigens aus einer arabisch-jüdischen Familie und lebte in einer komplett arabischen Nachbarschaft, völlig in Frieden.

Hoffentlich wird es wieder einmal so.

Ganz bestimmt. Wir sind nicht besorgt, denn wir haben eine starke Armee. Aber ich möchte nicht, dass meine Kinder aufwachsen wie wir, dass sie ständig angegriffen werden und dauernd im Kriegszustand leben. Wir hoffen, dass wir bald zu einem normalen Leben zurückkommen und in Frieden auf das Meer schauen können.

**Dein Stadtvorteil:
Hoch springen
zum tiefen Preis.**

Mach's wie Nefeli und Lean und freu dich über 600 Stadtvorteile.

Die Stadt Wien erweitert die Angebote des Vorteilsclubs, und deshalb hüpfen Nefeli und Lean nicht nur beim Trampolinspringen vor Freude. Denn allen, die gern mehr unternehmen, aber dafür weniger ausgeben wollen, bietet der Vorteilsclub der Stadt Wien über 600 Vergünstigungen mit mindestens 20 Prozent Nachlass in den Bereichen Kultur, Gastronomie, Events, Sport und Lifestyle.

Jetzt kostenlos Mitglied werden unter vorteilsclub.wien.at

**Stadt
Wien**



vorteilsclub.wien.at

Gaza und das iranische Regime



Teheran, 29. September, 2023: Ausstellung der Armee und der Revolutionsgarde anlässlich der „Heiligen Verteidigungswoche“ zum Jahrestag des Beginns des Kriegs gegen den Irak.

Wieso die Rolle des iranischen Regimes bei der Finanzierung der antisemitischen Terrortruppen in Gaza immer noch viel zu wenig beachtet wird.

VON STEPHAN GRIGAT

Es war absehbar, dass das antisemitische Terrorregime im Iran seine Verbündeten im Gazastreifen früher oder später zu erneuten Angriffen auf Israel drängen würde, dessen Vernichtung der „oberste geistliche Führer“ Ali Khamenei regelmäßig fordert und vorhersagt. Der aktuellen Konfrontation sind Treffen von Hamas-Chef Ismail Haniyeh mit Ali Khamenei, dem iranischen Präsidenten Ebrahim Raisi und dem erst kürzlich ernannten Vorsitzenden des iranischen Nationalen Sicherheitsrates, Ali Akbar Ahmadian, im Juni in Teheran vorausgegangen. Mit dabei war auch Saleh al-Aroui, der


stellvertretende Leiter des Hamas-Politbüros, der Israel bereits Ende August mit einem umfassenden Krieg gedroht hatte. Al-Aroui wird von israelischen Sicherheitskreisen für den von den iranischen Revolutionsgarden unterstützten Ausbau der militärischen Infrastruktur der Hamas im Libanon verantwortlich gemacht, wo Israel auch in der aktuellen Situation die Eröffnung einer zweiten Front droht.

Die Rolle, die das iranische Regime bei der massiven Aufrüstung und Finanzierung der antisemitischen Terrortruppen in Gaza gespielt hat, wird bisher immer noch nicht ausreichend

mumok

Elisabeth
WildFantasie-
Fabrik

Bis 7.1.2024

MuseumsQuartier 
Museumsplatz 1
A-1070 Wien
www.mumok.at

Freier Eintritt bis 19

Elisabeth Wild, *Untitled*, 2019, Courtesy the Estate of Elisabeth Wild & Karma International, Zurich, Photo: Isabel Rotzler, © Estate of the Artist, Design: Bueronardin

beachtet. Das ist schon deswegen bemerkenswert, weil die iranische Unterstützung für die Hamas und den Islamischen Jihad, die Israel nun erneut mit Raketenterror und anderen Attacken überziehen, kein Geheimnis ist. Sie wurde von den Sprechern der Islamisten-Milizen immer wieder offen herausposaunt: Ramez Al-Halabi vom Islamischen Jihad erklärte 2021 im irakischen Fernsehen: „Ich bin stolz zu sagen, dass die Raketen, die wir auf Tel Aviv abfeuern, eine iranische Signatur tragen [...] Diejenigen, die diese Waffen einsetzen, wurden von unseren Brüdern bei den iranischen Revolutionsgarden ausgebildet.“ Bereits im Dezember 2020 brüstete sich Hisbollah-Chef Hassan Nasrallah damit, dass jene Panzerabwehrwaffen, mit denen in den letzten Auseinandersetzungen israelische Soldaten getötet wurden, unter Aufsicht der iranischen Revolutionsgarden nach Gaza geschafft wurden.

Wenige Tage vor der letzten Eskalation 2022 fand in Vorbereitung des so genannten Quds-Tags, an dem seit 1979 auf Geheiß von Ajatollah Khomeini weltweit am Ende des Fastenmonats Ramadan für die Vernichtung Israels demonstriert wird, in Teheran eine „Experten-Konferenz“ zur „Befreiung Jerusalems“ statt. Mit dabei war Khaled Qaddoumi, der Repräsentant der Hamas im Iran, der 2021 erklärt hat: „Die Islamische Republik Iran hat einerseits sehr geholfen, was den Transfer von Wissen und Expertise angeht, und andererseits mit dem Transport der Raketen.“ Und der heutige Hamas-Chef in Gaza, Yahya Sinwar, sagte im Juni 2019 über jene Raketen, die auch Tel Aviv erreichen können: „Ohne Irans Unterstützung für den Widerstand in Palästina hätten wir diese Fähigkeiten nicht erreicht. [...] Iran hat uns mit Waffen, Equipment und Expertise unterstützt.“

Es ist eine simple Tatsache, dass die massiven Angriffe von Hamas und Islamischem Jihad auf die israelische Zivilbevölkerung ohne die kontinuierliche Unterstützung aus Teheran nicht in der Intensität möglich wären, wie die Menschen in Israel sie seit Samstag erneut erleiden müssen. Es wird geschätzt, dass der Islamische Jihad etwa 70 Millionen US-Dollar pro Jahr aus dem Iran erhält und die Hamas bis

zu 150 Millionen. In den vergangenen Jahren hat Khamenei laut israelischen Medienberichten der Hamas angeboten, bis zu 30 Millionen Dollar monatlich zur Verfügung zu stellen, wenn Teheran im Gegenzug Informationen über israelische Raketenstellungen von den palästinensischen Moslembrüdern erhält.

All das bedeutet: Wer mit dem Ajatollah-Regime im Iran Geschäfte macht, finanziert den Terror gegen Israel. Dementsprechend reicht es nicht, wenn die europäischen Regierungen die Angriffe der iranischen Verbündeten auf Israel verurteilen. Ohne ein konsequentes Vorgehen gegen die iranische Finanzierung dieses Terrors bleiben solche Statements folgenlose Rhetorik. Wollte man Israel gegen den Terror von Hamas und Islamischen Jihad ernsthaft beistehen, müssten Geschäfte mit den iranischen Förderern des antiisraelischen Terrors komplett verboten werden. Iranische Botschaften in Europa, von denen aus immer wieder Terroranschläge geplant werden, müssten geschlossen werden. Die iranischen Revolutionsgarden und die gesamte libanesische Hisbollah, die Israel mit einem noch viel gefährlicheren Raketenarsenal bedroht als die iranischen Verbündeten in Gaza, gehören endlich auf sämtliche europäische Terrorlisten.

In jedem Fall gilt: Ohne ein Zurückdrängen des Einflusses des antisemitischen Regimes im Iran sind Bemühungen um eine Entspannung in der Region dauerhaft zum Scheitern verurteilt. Ein konsequentes Vorgehen nicht nur gegen die Terrormilizen an den Grenzen Israels, sondern insbesondere gegen ihre Unterstützer und Finanziere im Iran wäre im Interesse aller Menschen im Nahen und Mittleren Osten, die an einem friedlichen Zusammenleben ebenso interessiert sind wie an freien Gesellschaften.

Stephan Grigat ist ein deutscher Politikwissenschaftler und freier Publizist mit Schwerpunkt Antisemitismusforschung. Dieser Artikel erschien erstmals in der Tageszeitung „Die Presse“. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

„Werden die Ränder stärker, kann es schwierig werden“

© MARTIN JUVEN/SEPA MEDIA/PICTURESEK



EU-Experte Stefan Lehne glaubt an einen EU-Beitritt der Ukraine. Wie sich der Hamas-Angriff auf die politischen Beziehungen auswirken wird, hängt von der Entwicklung in den kommenden Monaten ab.

Der österreichische Diplomat Stefan Lehne sieht im gegenwärtigen Rechtstrend in Europa eine Gefahr für die Stabilität der Europäischen Union.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

NU: Die US-Tageszeitung „Politico“ schreibt, dass für die Europawahlen im Juni 2024 gewaltige Stimmenzuwächse für rechte und rechtsextreme Parteien vorhergesagt werden. Wie sehr werden diese Wahlen das Gesicht der Europäischen Union verändern?

Stefan Lehne: Die erste brisante Frage ist die nach der Wahlbeteiligung. Diese ist ja seit der ersten Direktwahl zum Europäischen Parlament 1979 stets gesunken – bis 2019 plötzlich um zehn Prozent mehr zur Wahl gegangen sind. Was zeigt, dass in dieser Krisensituation die EU an Relevanz für die Bürger gewann. Schon damals war der Durchmarsch der radikalen Rechten angekündigt, und das hat

natürlich auch auf der anderen Seite eine Gegenbewegung ausgelöst. Es wird interessant sein, ob sich diese Dynamik fortsetzt und ob die Wahlbeteiligung abermals höher sein wird. Es kann nämlich auch möglich sein, dass die Bevölkerung „schlecht aufgelegt“ ist gegenüber Europa – und das kann sich in größerer Passivität manifestieren. Die Umfragen prognostizieren Gewinne am rechten Rand, aber diese werden, denke ich, nicht unbeschreiblich dramatisch ausfallen. Es wird keinen Durchmarsch geben, aber das „Zentrum“ wird dünner. Erwartet werden Verluste für die EVP, die Sozialdemokraten und die Liberalen, für die Grünen vermutlich ein massiver Rückschlag.

Was sind die Ursachen?

Das Neue an der Situation ist, dass die radikalen rechten Parteien in der Vergangenheit nur ein Thema gehabt haben, nämlich die Migration. Jetzt haben sie eine viel breitere Themenpalette: die Wut über das Pandemie-Management, teilweise eine Ablehnung der europäischen Russland-Po-

litik, enorme Frustration über die Inflation und natürlich eine Ablehnung des Green Deal. All das verbessert die Chancen der rechten Parteien bei den nächsten Wahlen.

Sie haben die europäische Russland- und Ukraine-Politik angesprochen. Ist es vorstellbar, dass die Wahlen die EU-Position zum Ukraine-Krieg beeinflussen?

Nicht unmittelbar, einfach weil das Europäische Parlament in der Außenpolitik eine sehr bescheidene Rolle spielt. Aber ich denke, dass generell durchaus die Gefahr besteht, dass eine gewisse Kriegsmüdigkeit einkehrt. Dass man sagt, es dauert schon so lange, die wirtschaftlichen Folgen, auch auf dem Energiesektor sind zwar nicht so dramatisch wie ursprünglich befürchtet, aber sie sind doch beträchtlich. Der Enthusiasmus für die Unterstützung der Ukraine wird geringer werden. Ich glaube, solange die USA konsequent auf ihrem Kurs bleibt, solange wird auch der schon leicht brüchige Konsens in der EU aufrecht bleiben. Aber es gibt Tendenzen: Es gibt ein Friedenslager von Staaten, die lieber heute als morgen einen Waffenstillstand hätten, und dann gibt es ein Sieglager, das sich keine andere Lösung vorstellen kann als die Rückeroberung aller ukrainischen Gebiete. Diese Gegensätze sind bisher latent und man versucht sie unter den Teppich zu kehren. Aber natürlich können sie in den Vordergrund rücken.

Das Friedenslager ist klein. Das ist ja nur Ungarn, oder?

Nein, ich würde Österreich dazu zählen, Griechenland, die Slowakei. In Rumänien und Bulgarien hat die Öffentlichkeit weitgehend Verständnis für die russische Position. Es gibt also durchaus eine Reihe von Staaten, die nur sehr bedingt solidarisch sind mit der Ukraine.

Sind die Versprechungen der EU an die

Ukraine übertrieben? Ist ein Beitritt der Ukraine zur Union in absehbarer Zukunft realistisch?

Aus meiner Sicht ist es wahrscheinlich, dass die Ukraine nicht alle Gebiete zurückerobern kann und dass der Krieg in irgendeiner Form weitergeht ... Und dann wird es sehr wichtig für den Westen, dass die Ukraine als funktionierendes Staatswesen erhalten bleibt, obwohl es teilweise besetzt bleibt. Eine NATO-Mitgliedschaft wird da schwierig, da sind auch die USA sehr zurückhaltend. Aber möglicherweise gibt es einen enormen Druck, dass zumindest die EU-Mitgliedschaft in absehbarer Zeit zustande kommt.

Hält das mit der EU-Absorptionsfähigkeit Schritt?

Ja. Wenn der politische Wille da ist, dann ist das zu schaffen.

Aber die Ukraine ist ein großes Land ...

... mit einer beträchtlichen Kapazität. Ein Land, das eine große russische Armee abwehren kann, ist letztlich wohl in der Lage, den *Acquis communautaire (verbindliche Rechte und Pflichten aller Mitgliedstaaten, Anm.)* umzusetzen. Ja, es gibt große Probleme, etwa im Bereich der Landwirtschaft und der Regionalpolitik, doch diese können durch differenzierte Integration und lange Übergangsfrieten gelöst werden. Ich würde nicht ausschließen, dass der Druck besteht, im Jahr 2030 in diese Richtung zu kommen. Die Aufnahme der Beitrittsverhandlungen zu Ende dieses Jahres schließe ich nicht aus. Falls Ursula von der Leyen wiedergewählt wird, wird sie das mit Verve vorantreiben. Und die Leute, die sagen, das funktioniert nicht, schwindeln bewusst. Denn im Grunde haben alle Untersuchungen nach der großen Beitrittswelle von 2004/2007 gezeigt, dass die Effizienz der EU nicht wirklich gelitten hat. Es wird auch mit 30, sogar mit 33 Mitgliedstaaten funktionieren.

Israel ist seit dem Angriff der Hamas wieder im Krieg sowie im Zentrum der europäischen Öffentlichkeit und Politik. Das Verhältnis zwischen EU und Israel war in den letzten Jahren schwierig. Werden die Europawahlen hier eine Auswirkung haben, die Beziehungen verbessern oder gar verdunkeln?

Es ist richtig, dass in den letzten Monaten in Europa viel Kritik an einigen Aspekten der israelischen Politik zu hören war. Aber die Reaktionen auf die terroristischen Angriffe vom 7. Oktober haben doch gezeigt, dass Europa große Solidarität für Israel empfindet, wenn dessen Sicherheit akut bedroht ist. Wie sich das auf die politischen Beziehungen auswirkt, wird von den Entwicklungen der nächsten Monate abhängen. Dass die Europawahlen hier wichtige Veränderungen bringen werden, halte ich für unwahrscheinlich. Sicher ist jedoch, dass der Mittlere Osten nach längerer Zeit wieder im Blickpunkt der europäischen Öffentlichkeit und Politik stehen wird.

Das EU-Parlament bemüht sich seit vielen Jahren, die Attraktivität der Europawahlen durch das Prinzip der Spitzenkandidaten und die Schaffung eines einheitlichen Wahlkreises zu erhöhen. Man hat jedoch den Eindruck, die Mitgliedstaaten lassen das nicht zu. Führt man sich die Wahl der Präsidentin der Europäischen Kommission 2019 vor Augen, könnte man behaupten: Die EU-Staats- und Regierungschefs machen, was sie wollen.

Nein, das ist nicht richtig. Die Staats- und Regierungschefs wollten 2019 nicht unbedingt ihren Kandidaten, sondern die Fraktionen im EU-Parlament waren nicht bereit, den Vorsitzenden der EVP und damaligen Wahlsieger, Manfred Weber, zu unterstützen. Erst dadurch ist der Europäische Rat überhaupt ins Spiel gekommen. Auch diesmal werden wieder Spitzenkandidaten aufgestellt werden: Die EVP wird wohl Frau von der Leyen nominieren, die Sozialdemokraten sind sich offensichtlich noch uneins. Aber die Chance des erfolgreichen Kandidaten wird davon abhängen, ob es gelingt, eine entsprechende Koalition im Europäischen Parlament zustande zu bringen. Die EVP wird vermutlich die stärkste Partei bleiben, aber sie wird geschwächt sein und Koalitionen brauchen, um ihren Kandidaten durchzubringen. Der Besuch der Kommissionspräsidentin in Lampedusa Mitte September ist für mich ein klares Signal, dass sie erstens wieder kandidieren will, und zweitens die Stimmen der Fratelli d'Italia benötigen wird.

Können transnationale Listen das Interesse für die Wahlen steigern?

Transnationalen Listen halte ich persönlich für eine sehr gute Idee. Denn im Grunde genommen sind die Europawahlen eine Aneinanderreihung nationaler Wahlen von nationalen Parteien. Es gibt keinen wirklichen europäischen Wahlprozess. So sind die transnationalen Listen, in Verbindung mit dem Prinzip der Spitzenkandidaten, eine sehr vernünftige Lösung. Allein, die Mitgliedstaaten sind zum Großteil skeptisch bis ablehnend, weil die nationalen Parteien ihre Machtposition nicht schwächen wollen. Sie wollen keine echten europäischen Parteien. Sie wollen weiterhin die Listen kontrollieren. Und es gibt ein weiteres Problem: Die Leute werden gewählt und „verschwinden“ in Brüssel. Es gibt Abgeordnete, die sehr wichtig sind in der europäischen Politik, sehr mächtig. Aber ihre Wähler wissen das nicht. Was fehlt, ist der Transmissionsriemen. Da hat das Europäische Parlament selbst ein wirkliches Demokratiedefizit.

Das sieht man auch an den Themen.

Es sind nur nationale Themen, die den Wahlkampf der Europawahlen beherrschen. Es wird alles aus dem Blickwinkel der nationalen Wahlen gesehen. Das ist ein Problem.

Von dem die antieuropäischen Parteien profitieren?

Ein Viertel des Europaparlaments besteht aus Antieuropäern. Der Motor des Parlaments sind die Parteien der Mitte, die Christdemokraten, die Sozialdemokraten und die Liberalen haben gut zusammengearbeitet. Wenn die Ränder nun stärker werden, ist offen, ob diese Mitte stark genug bleibt, um das legislative Rad der EU am Laufen zu halten. Bislang braucht es drei Parteien für die entsprechenden Mehrheiten, werden die Ränder stärker, wird es schon ein wenig schwieriger. Auch das werden die Europawahlen zeigen.

Stefan Lehne war von 2002 bis 2008 Direktor für den Balkan, Osteuropa und Zentralasien im Generalsekretariat des Rates, danach bis 2011 Politischer Direktor des Wiener Außenamtes, ehe er als Europaexperte zum US-Think Tank Carnegie wechselte. Seine Forschungsschwerpunkte sind die EU-Außen- und Sicherheitspolitik sowie die (innere) Entwicklung der Europäischen Union.

Meine süße Wenigkeit

© MIRIAM MEZZERA/CREATIVE COMMONS 2.0



Das jüdisch-orthodoxe Viertel Mea Shearim ist eine Welt für sich. Weil manchmal, wie Gerüchte besagen, Gott höchstpersönlich kleine Spaziergänge in dem Viertel unternimmt.

Mit 17 Jahren habe ich das orthodoxe Viertel Mea Shearim in Jerusalem verlassen. Jetzt bin ich wieder zurückgekehrt.

VON TUVIA TENENBOM

In letzter Zeit ist er öfter um mich herumgetanzt, ein reizender Knabe von zwölf, dann 13, zuletzt 14 Jahren. Er trägt ein weißes Hemd, schwarze Hosen, schwarze Schuhe, eine schwarze Kippa, und er hat zwei schöne Schläfenlocken. Seine Lehrer bewundern ihn und lassen ihn hie und da eine Klasse überspringen. Als er 14 wird, versucht er es seinen Klassenkameraden gleichzutun, die 18 und 19 sind, und fängt an zu rauchen. Eines Tages bekam er mit 14 eine Lungenentzündung oder etwas in der Art. Er war im Schlafsaal seiner Jeschiwa, des Rabbinerseminars, ans Bett gefesselt und konnte seiner Lieblingsbeschäftigung nicht nachgehen, dem Lernen. Ein Klassenkamerad, 19 Jahre, lieh ihm ein Buch aus, einen Roman über John und Patricia, Namen, die ihm unvertraut waren. Welcher Jude, der noch bei Trost ist, würde sich John nennen, wenn er auch Moishe heißen

könnte? Welche Jüdin, die noch bei Trost ist, würde mit dem Namen Patricia die Straße entlanglaufen, wenn sie auch Zisale heißen könnte? Noch interessanter und echt merkwürdig war allerdings, was dieser John und diese Patricia taten. Sie lernten sich, so las er, bei einem romantischen Candlelight-Dinner kennen, das, wie er sich vorstellte, nur an einem Freitagabend stattgefunden haben kann, zu Beginn des Sabbats, ein Abendessen, zu dem John Patricia einlud, oder war es andersherum, Patricia lud John ein. Wie absurd, dachte er, denn welcher Mann, der noch bei Trost ist, würde eine Frau zu sich einladen, eine Frau, die er noch nicht einmal kennt, und welche Frau, die noch bei Trost ist, würde einen Mann zu sich einladen, einen Mann, den sie noch nicht einmal kennt? Wie unzüchtig.

Aber wie merkwürdig auch immer, so war es. Sie aßen ein wenig und tranken ein wenig, aßen ein wenig mehr und tranken ein wenig mehr, als John plötzlich begann, Patricia auszuziehen, und sie lächelnd Gleiches mit Gleichem vergalt. Wie entsetzlich! Der süße Junge von 14 Jahren war geschockt. Nie zuvor war ihm der Gedanke gekommen, eine Person könnte eine andere ausziehen, geschweige

denn ein Mann eine Frau. Tun die Leute so etwas, fragte er sich. Ist so etwas in der Natur überhaupt möglich? In seiner Gemeinschaft, dort, wo er aufwuchs, galt es als große Sünde, wenn ein Mann eine Frau ansieht; warum also zog dieser komisch klingende Name von einem Mann diesen komisch klingenden Namen von einer Frau aus?

Als er ein bisschen mehr darüber nachgedacht und versucht hatte, die Sache zu analysieren, verfiel er auf den Gedanken, dass eine Frau auszuziehen – oder von einer Frau ausgezogen zu werden – letztlich ein interessantes Konzept war und weiter erforscht werden musste. Aber wie es erforschen? Das wusste er nicht. Noch nicht.

Krank, wie er war, erhob er sich vom Bett und ging ans Fenster, um einen Blick auf die Straße zu werfen. Er sah Männer und Frauen vorbeigehen, und wie seltsam, zum ersten Mal in seinem Leben wandte er seine Augen beim Anblick einer Frau nicht ab. Ja, so machte er das normalerweise. Wenn ihm eine Frau begegnete, eine Frau, die nicht seine Mutter, Schwester oder Tante war, dann senkte er stets den Blick und schaute in die andere Richtung, sodass seine Augen die

Frau nicht sehen konnten, weil sich, wie seine Rabbiner ihm immer erklärten, Satan unter der Kleidung der Frauen verbarg. [...] Nun aber schaute er sich die Frauen an. Sie waren schön anzusehen, sagte er sich, und so gar nicht satanisch. Frauen, schoss es ihm in den Kopf, sind viel schöner als Männer. [...]

Er wandte sich an einen seiner Rabbiner nach dem anderen und wollte von ihnen wissen, warum er Frauen nicht anschauen durfte. [...] Nein, sagten die Rabbiner. Ein Mann darf keine Frauen anschauen. Punkt. Warum nicht? Es steht so in den heiligen Schriften, sagten sie.

[...]

Diese Geschichte des süßen, wissbegierigen, zähen, vor allem aber süßen Jungen trug sich vor vielen Jahren zu. Wer ist dieser süße Junge? Nun, dieser Junge, dieser süße Junge, das bin ich.

Ja, ich bin es, und ich bin weggegangen. Und als ich wegging, verließ ich nicht nur meine Gemeinschaft. Ich verließ Jerusalem, verließ Israel, und der süße Junge in mir versteckte sich von nun an. In letzter Zeit aber, wie schon erwähnt, tanzt er mir zu oft vor der Nase herum. Um ihn wieder loszuwerden, fliege ich nach Israel und besuche Mea Shearim in Jerusalem.

Mea Shearim bedeutet wörtlich Hundert Tore, hat aber viele Konnotationen, je nachdem, wer man ist. Für manche ist es der heiligste Ort auf Erden; für andere der schmutzigste. Wieder andere, die unabhängigen Denker, sagen, es sei eine Mischung aus beidem.

Bevor ich das Flugzeug nach Israel besteige, haben mir viele Leute entschieden davon abgeraten, als ich ihnen sagte, dass ich vorhätte, eine Weile in Mea Shearim zu leben. „Das hältst du keine Nacht lang durch“, sagte mir einer. „Zwanzig Charedim werden sich um dein Hotel versammeln, sobald du es bezogen hast, Steine nach deinem Zimmer werfen und brüllen: ‚Raus hier, Ungläubiger!‘“ Sie, die Menschen in Mea Shearim, seien „aggressiv und gewalttätig“, wurde mir erklärt. „Halt dich von ihnen fern!“ Tue ich natürlich nicht. Und warum nicht? Weil

manchmal, wie Gerüchte besagen, Gott höchstpersönlich kleine Spaziergänge in dem Viertel unternimmt und ich ihm nur zu gerne von Angesicht zu Angesicht begegnen würde. Vielleicht, hoffentlich wird er dem süßen Jungen sagen, dass er aufhören soll, mich zu belästigen.

Anders als Gegenden wie etwa Prenzlauer Berg in Berlin, die mit Cafés und Restaurants geschmückt sind, sind die Straßen von Mea Shearim mit Hinweisschildern geschmückt, auf denen die vorbeikommenden Frauen aufgefordert werden, sich züchtig zu kleiden. Was ist züchtig? „Züchtige Kleidung umfasst: geschlossene, langärmelige Bluse, langer Rock. Keine eng anliegende Kleidung“, so eines der Schilder. Zusätzlich zu den Schildern fällt mein Blick auf zahllose Plakate an den Mauern dieses Viertels. Über ihnen befinden sich seltsam aussehende Balkone, Anbauten, die scheinbar nicht von Architekten, sondern von Mülltonnenherstellern entworfen wurden.

Wenn ich mich recht erinnere, hat man die Balkone für das jährliche Sukkot-Laubhüttenfest gebaut, bei dem die charedischen Juden sieben Tage lang in einer sukka, einer Laubhütte, leben und die Befreiung ihrer Vorfahren aus ägyptischer Knechtschaft feiern, die sich, wie sie glauben, vor Tausenden von Jahren zugetragen hat.

Die Großeltern der charedischen Juden, die hier leben, waren, wenn man von ihren Familiennamen ausgehen kann, Europäer, Belarussen, Ukrainer und Russen, die Jiddisch sprachen, eine vom Deutschen abgeleitete Sprache ohne die Spur eines ägyptischen Akzents. Wann genau sie aufhörten, Ägyptisch zu sprechen, und anfangen, Jiddisch zu sprechen, ist ein Geheimnis, um das nur der jüdische Gott weiß, Der Name. Was ich weiß, ist, dass ich gerne in ein Café gehen möchte. Aber wir sind hier nicht in Prenzlauer Berg, sondern in Mea Shearim.

Statt einer Auswahl an Cafés sehe ich eine Auswahl an Geschäften, in denen ich, so ich wollte, koschere Herringe und Mesusot (Schriftkapsel am Türpfosten) kaufen könnte, Silberbecher und Essiggurken, Plastikteller und teuren Schmuck, Perücken und Kopftücher für verheiratete Frauen, „Chassidi-Gel“ und „Chassidi-Kids“ zur

Gestaltung perfekt gerundeter Schläfenlocken, sowie Modeläden und Lebensmittelgeschäfte, Bäckereien und Buchhandlungen.

Ich spaziere weiter. Auf der Mea Shearim-Straße kommt ein Auto mit aufmontiertem Lautsprecher vorbei und verkündet: „Der Trauerzug für den gottesfürchtigen Rabbiner Reb Eliohu Steinberger seligen Angedenkens wird um 18 Uhr von Toldos Aharon zum Ölberg aufbrechen.“ Das ist ein Aufruf an die Menschen im Viertel, mit ihrer Teilnahme an einer Beisetzung, die bald stattfinden wird, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Der Wagen fährt langsam, um sicherzustellen, dass alle über das bevorstehende Begräbnis informiert sind und alles unterbrechen, was sie gerade tun, um ihm beizuwohnen.

Was genau sie gerade tun? Ich weiß es nicht recht. Aber sie sollten besser damit aufhören, weil die Teilnahme an einer Beerdigung, so will es die Tradition, eine der entscheidendsten Mitzwot (Gottesgebote) ist, die ein Mensch befolgen kann, und wer es tut, dem wird es der Himmel reichlich lohnen. Worin die Belohnung bestehen wird? Auch das weiß ich nicht recht.

Wenn ich in dieser charedischen Welt bleiben und hier sterben würde, dann würden sie eines Tages für alle, die Ohren haben, auch mein Begräbnis ankündigen: „Der Trauerzug für den gottesfürchtigen Rabbiner Reb Tuvia Tenenbom seligen Angedenkens wird um 18 Uhr von Toldos Aharon zum Ölberg aufbrechen.“ Und einen Moment lang höre ich in meinem geistigen Ohr, wie sie meine Beerdigung ankündigen. Eine Vorstellung, bei der mir fröstelt.

Ich schaue mir das vorbeifahrende Auto an, und für den Bruchteil einer Sekunde scheint mir, als ob hinten etwas drin wäre, das ich nicht ausmachen kann. Ist das Gott? Vielleicht. Werde ich jetzt sterben, da ich ihn gesehen habe, falls ich ihn gesehen habe? Wird meine Beerdigung heute Abend um sechs stattfinden?

Vielleicht. Die Zeit vergeht, und im Handumdrehen ist Freitag.

Ich schaue mich nach Patricia um, nur so, aber sie ist verschwunden. Sie war einmal. Wer weiß, vielleicht ruht auch sie schon tief im Schoß des Ölbergs. Mea Shearims Straßen sind inzwischen frei von Autos, zu Ehren

des Sabbats. Nirgends ist ein einziges Auto oder Motorrad zu sehen, und niemand fordert diesen „Ungläubigen“ auf, irgendwohin zu gehen. Leer sind die Straßen darum aber nicht, im Gegenteil: Sie sind voller Menschen, charedischer Juden, die geruhsam auf den Straßen spazieren. Männer und Frauen, Jungen und Mädchen, und jeder und jede von ihnen wünscht den anderen, wenn sie einander passieren, „einen guten Schabbes“, also Sabbat. Ich wandle unter ihnen, Leuten, die gerüchteweise aggressiv und gewalttätig sind, und wünsche ihnen einen guten Sabbat.

Und Welch Wunder: Statt mich anzugreifen, antworten sie mir mit gleicher Zunge, und zwar jede und jeder auf eine andere Art, wenn sie mich grüßen. Manche singen es, das „Einen guten Schabbes“, manche sagen es mit einem Lächeln, wieder andere mit einem Kopfnicken.

Einige von ihnen bleiben auf einen Schwatz mit mir stehen, einfach so. Sie sprechen Jiddisch, die Sprache, die ich kaum je gesprochen habe, aber meine verstorbenen Eltern taten es und ihre Eltern auch. Und siehe da, ich antworte ihnen in gleicher Weise. Die jiddischen Wörter strömen aus mir heraus wie aus einem verborgenen Fluss in meinem Geist, und ich bin selbst erstaunt, dass ich meinen Mund diese Sprache sprechen höre.

Ich bin ein Ungläubiger, und sie sind heilig. Warum reden sie mit mir und laden mich zu sich nach Hause ein?

Und was machen sie? Sie fragen mich, wenn sie mein Jiddisch hören, ob ich zu ihnen nach Hause kommen und das Sabbatmahl mit ihnen teilen möchte. Warum ladet ihr mich zu euch ein?, frage ich sie. Ich bin schließlich so ganz anders als ihr. Ihr tragt herrliche chassidische Kleidung, habt große Schtreimel (Pelzhüte) auf dem Kopf, und alles, was ich habe, sind Hosenträger.

Anders gesagt: Ich bin ein Ungläubiger, und sie sind heilig. Warum reden sie mit mir und laden mich sogar zu sich nach Hause ein?

„Wenn du auf Jiddisch mit mir sprichst“, erklärt mir einer, „in deinem schönen Jiddisch, dann sprichst nicht du mit mir, sondern dann spricht dein Großvater mit meinem Großvater.

Verstehst du? Willkommen!“ Wow. Ich danke ihnen für die Einladung. Vielleicht schaue ich dieser Tage bei euch vorbei, sage ich ihnen, jetzt aber muss ich draußen sein. Mich umschauchen. „Nach den schönen Ladies?“, fragen sie. Wenn meine Rabbis von damals das hören würden, nähmen sie schreiend Reißaus. Die Zeiten ändern sich, vielleicht. Ich schaue mir die Ladies an, die die Straßen von Mea Shearim säumen, und sehe kein Anzeichen von Satan. Diese jüdischen Frauen, wie soll ich sagen, sind viel schöner als Patricia. Als jede Patricia. Wie kommt es, werden Sie sich fragen, dass diese Jüdinnen und Juden so schön sind, eine Eigenschaft, die Juden normalerweise nicht zugesprochen wird, vor allem nicht von ihnen selbst?

Manche Leute, denen ich genau diese Frage stelle, antworten mir, dass Tatsachen Tatsachen sind und man Tatsachen nicht bestreiten kann. Niemand, sagen sie, ist so schön und attraktiv wie die Juden. Es ist der Wille Des Namens, ergänzen sie, dass die Juden die verführerischsten Lebewesen überhaupt sind. Punkt. Andere halten dagegen, dass die Juden von Mea Shearim, durch ihre Bekleidung, die viel mehr bedeckt, als sie preisgibt, einen „Schönheitseffekt“ erzeugen. Wenn man nicht viel zu sehen bekommt, stellt man sich vor, dass das, was man nicht sieht, perfekt ist, und Schönheit heißt, perfekt zu sein.

Wer hat recht? Kommen Sie her und urteilen Sie selbst. Was werden Sie sehen, wenn Sie hierherkommen?

Sie werden Frauen sehen, die züchtig, aber sehr modisch gekleidet sind und wenig Haut, dafür aber hufenweise Charme zeigen. Selbst ihre Kopftücher sehen hinreißend aus! Ganz zu schweigen von ihren Mänteln und Kleidern ... Jede Frau, die an mir vorbeikommt, gleicht einer Prinzessin, eine ist engelsgleicher, eine schöner als die andere. Jede von ihnen hat übrigens fünf Kleinkinder im Schlepptau, die wie Prinzen angezogen sind, und sie alle parlieren auf Jiddisch miteinander, der verführerischsten und sexysten Sprache überhaupt, und ihre Ehemänner schreiten voller Bewunderung an ihrer Seite. „Das hat es in der Geschichte noch nie gegeben“, erzählt mir ein chassidischer Jude, „aber heute ist es Realität: Die Ladies von

Mea Shearim sind die schönsten auf der ganzen Welt.“ Um die Wahrheit zu sagen, er sieht auch nicht schlecht aus.

Ja, schaut euch mal die jüdischen Männer hier an! Jeder einzelne hat sich in seine feinste chassidische Kluft geworfen und sieht toll aus. Mit dem schönen Schtreimeln auf dem Kopf, den perfekt gerundeten Schläfenlocken neben den Ohren, dem schneeweißen Hemd oben, den adretten weißen Socken unten und erst recht ihrem glänzenden goldenen Kaftan sieht jeder von ihnen alles in allem aus wie ein reines 24-karätiges Juwel. Diese Männer sind, ich schwöre es, die attraktivsten Männer, die Sie je gesehen haben.

Einige Familien sind schon zu Hause angekommen und haben es sich gemütlich gemacht. Ich kann sie hören, sanfte und klare Weisen dringen aus den offenen Fenstern ihrer Wohnungen. „Willkommen, Engel des Friedens“, singen sie als traditionelles Lied zum Sabbatabend, während das Licht ihrer Sabbatkerzen von ihren Wohnzimmertischen erstrahlt.

Es ist Sabbat, die Zeit, wenn die heilige Gegenwart, die weibliche Seite Gottes, zur Erde herabfährt, und das ganze Viertel feiert Ihr zu Ehren. Einige singen, andere spazieren herum, und alle werden sie ihr Sabbat-Abendessen genießen: Challabrot, Gefilte Fisch, Kartoffelkugel, Hühnersuppe mit Matzknödeln, koscherstes Fleisch und – natürlich – Schokoladen-Babka, heißer Tee mit Zitrone sowie Pepsi Max oder Coca-Cola Zero.

Ich schaue mir die kleinen Kinder an, die um mich herumschwirren und aus vollem Herzen lachen, wenn sie mein Jiddisch hören, und mir so vertraut scheinen. Zu vertraut. Kenne ich sie von irgendwoher? Ja, allerdings. Sie sind ich. Meine süße Wenigkeit. Einen guten Schabbes.

Mit freundlicher Genehmigung des suhrkamp-Verlags, wo im November Tuvia Tenenboms neuestes Buch erschienen ist: „Gott spricht Jiddisch. Mein Jahr unter Ultraorthodoxen“.

Deutsche Übersetzung: Michael Adrian

„Ich kann deine Fragen nicht beantworten. Sei umarmt“

© SHIFRA KAZHDAN



Papierene Performance: „Diva“ (1999) von Shifra Kazhdan im winterlichen Park des Tsaritsino Palastes in Moskau.

Die russisch-jüdischen Kunstschaffenden Haim Sokol und Shifra Kazhdan haben Russland verlassen, um in Israel ein neues Leben zu beginnen.

VON SIMON MRAZ

Der Lauf der Geschichte scheint sich fast zu überschlagen. Vor dem Sommer noch wollte ich einige Künstlerinnen und Künstler aus jener Gruppe von jüdischen Kreativen vorstellen, die an der russischen Kunstszene, die sich in den späten 1990er Jahren entwickelte, wesentlichen Anteil hatten. Infolge des Angriffskriegs gegen die Ukraine mussten viele von ihnen auswandern, unter anderem nach Israel.

Zuerst gab es Anlass zu Optimismus und Hoffnung. Menschen arbeiteten mit Begeisterung und großen Ambitionen an einer vielfältigen eigenständigen Kunstszene. Doch in den vergangenen Jahren verschlimmerten sich die Anzeichen: Neue

Kunstinstitutionen, aber auch große Museen wie die Ermitage, sogar die geistig versteinerte Tretyakov Galerie oder das Puschkín Museum wurden zunehmend Ziel einer rückwärtsgerichteten Kulturpolitik. Immer öfter wurden Inhalte als kritisch abgelehnt, Kunstschaffende unter – zumindest der internationalen Wahrnehmung nach – fadenscheinigen Gründen angeklagt, erfolgreiche Projekte wie die Moskauer Biennale zeitgenössischer Kunst oder das überregionale National Center for Contemporary Art zerstört oder diskreditiert. An all diesen Projekten waren in hohem Maße Jüdinnen und Juden beteiligt.

Für die jüdischen Mitglieder dieser freien Kunstszene war die Entwick-

lung der letzten Jahre eine traumatische Erfahrung, auch eingedenk der vielen Verletzungen, denen jüdische Familien fast über Jahrhunderte hinweg ausgesetzt waren: Pogrome in zaristischer Zeit, Holocaust, stalinistischer Terror, Repression und Zensur in der Sowjetunion. Bis sich in Kunst und Kultur endlich ein Fenster der Freiheit öffnete, das 2022 wieder zugenagelt wurde.

Es mag folglich wenig verwundern, dass ein Großteil der russischen Kunstszene innerhalb weniger Monate nach dem Überfall auf die Ukraine auswanderte – in die ganze Welt und besonders nach Israel. Ob religiös oder nicht, für jüdische Künstlerinnen und Künstler der nicht mehr ganz jungen Generation, deren Kraft nicht mehr für endlos viele Neustarts reicht, bedeutete der Neubeginn in Israel sicher mehr als eine zeitweilige „Relocation“ in ein beliebiges anderes Land. Die Erfahrung einer Gängelung und eines Diktats des Denkens, einer Einschränkung der geistigen Freiheit – und schließlich der russische Angriffskrieg mit dem vermeintlichen Ziel einer Entnazifizierung – ließen die Kunstschaffenden eine Heimat, an deren Zukunft sie wohlgerne oft bis zuletzt geglaubt hatten, verlieren. Während der Westen seine Tore gegenüber russischen Menschen schloss, hieß Israel jüdische Russinnen und Russen willkommen: Israel war der existenzsichernde Hafen, altes und neues Zuhause.

Wenn ich heute an diese Freunde denke, die diese ausgestreckte Hand Israels ergriffen haben, kann ich nicht ermessen, was der Angriff der Hamas, das grausame Morden an Menschen in unmittelbarer Nähe für sie bedeutet. Wohl sind die Schicksale der russischen Intellektuellen in Israel nur ein winziger Aspekt dieses Angriffs, aber eben jener, der mir persönlich am nächsten ist.

Ich möchte im Folgenden zwei dieser Menschen vorstellen, die ich vor Jahren in Russland kennenlernte: Haim Sokol und Shifra Kazhdan. Mit beiden verbindet mich eine langjährige Freundschaft und Vertrautheit. Auf meine Anfragen habe ich nur kurze Antworten erhalten, jene von Haim Sokol in Form einer E-Mail habe ich als Titel zu diesem Artikel ausge-

sucht. So schlicht sie ist, so bringt die Antwort die Befindlichkeit auf den Punkt: Er hat keine Worte für mich, er braucht seine Kraft jetzt, um diese Krise zu überstehen.

Haim Sokol

Haim Sokol (geb. 1973) begann seine Karriere als Künstler im hohen Norden Russlands, in der alten Seestadt Archangelsk, wo er geboren wurde. Seine Studienzeit verbrachte er in Israel, wo er unter anderem Hebräisch studierte. Erst in seinen Dreißigern kehrte er nach Russland zurück. Durch den Aufenthalt in Israel entwickelte sich ein Gefühl der Distanz zur russischen Heimat, denn er schloss sich auch keiner künstlerischen Gruppierung an. Sokols Arbeiten thematisieren immer wieder schonungslos die zahlreichen schmerzhaften Momente der jüngeren russischen Geschichte, wodurch er harsche Kritik in seiner Heimat auf sich zog.

Die Einflechtung der eigenen Biografie ist ein Schlüsselement seiner Arbeit. Seine Familie war Opfer des sowjetischen Antisemitismus, der unter Stalin seinen Ausgang nahm und bis zum Ende der Sowjetunion anhielt. Sein Vater war ein brillanter Arzt, dem aber aufgrund der Diskriminierung jüdischer Kandidaten bei der Besetzung von Spitzenpositionen eine akademische Karriere in seiner Heimatstadt Winnyzja (Ukraine) verwehrt blieb und der erst im entlegenen Archangelsk eine Arbeitsstelle als Assistenzprofessor erhielt.

In Sokols Werken spielen Buchstaben und Texte wiederholt eine zentrale Rolle, so auch in einer Arbeit, die 2014 für eine Ausstellung im Jüdischen Museum Wien entstanden ist: In *Every bullet you shoot at us becomes a letter* schafft Sokol eine Botschaft der Hoffnung, die im jüdischen Glauben an Worte als Grundlage der Schöpfung verwurzelt ist. Ausgangspunkt ist ein Objekt aus der Sammlung des Jüdischen Museums Wien, das 1938 aufgrund der Beschlagnahme durch die Gestapo verloren ging: „Bei dem Objekt handelte es sich um eine Kugel, die den jüdischen Studenten Karl Heinrich Spitzer tötete, einen Protagonisten der Revolution von 1848. Ein Eintrag im Museumsinventar ist die einzig noch vorhandene Spur der

Kugel“, erklärt Sokol. Aus gefundenen Bleigeschossen fertigte er eine jiddische Druckschrift an und reproduzierte damit marxistische Revolutionsprüche.

Shifra Kazhdan

Shifra Kazhdans Name wurzelt sowohl in ihrer sowjetisch-jüdischen Familiengeschichte als auch in ihrer queeren Identitätsgeschichte. „Shifra war der Name meiner Großmutter, aber Juden verwendeten in der Sowjetzeit selten ihre Geburtsnamen, so auch meine Großmutter. Sie wurde mit dem russischen Namen Sonja gerufen. Aber ich weiß, dass sie jiddisch sprach, sodass sie in ihrer Kindheit möglicherweise mit ihrem richtigen Namen gerufen wurde“, so die 1973 geborene Künstlerin. „Als ich mich 2015 offen für meine Weiblichkeit bekannte, entschied ich mich im Andenken an meine Großmutter dazu, ihren Namen zu führen.“

Ein Schlüsselerlebnis sollte die Teilnahme am „Alternative Miss World“-Wettbewerb 1998 in London werden, als sie erstmals Akzeptanz für ihre Identität erfuhr. Zurück in Moskau und inspiriert von diesem Erlebnis, begann Shifra mit kollaborativen öffentlichen Performances unter der Verwendung von Papierkostümen: „Ein in Papierkostümen herumgehender Mensch sieht auf den ersten Blick einsam und surreal aus, zugleich verkörpert er aber auch das Versprechen auf eine Welt, in der Fragilität und Andersartigkeit ihren Platz findet.“

Eine andere wichtige Arbeit ist das auf Charaktere der Golem-Legende fußende Puppenballett *The Golden Introduction* (1999), das über viele Jahre an verschiedenen Orten adaptiert und weiterentwickelt wurde.

Mit der zunehmend aggressiven Politik und der allgemeinen Gewaltbereitschaft gegen LGBTQIA+-Personen wurde für Shifra Kazhdan nicht nur die Arbeit, sondern auch das gewöhnliche Alltagsleben zunehmend schwierig. Bis sie sich, wie viele andere, nicht mehr auf die Straße zu gehen traute. Nach dem Einfall Russlands in die Ukraine entschied sie sich, nach Israel auszuwandern, wo sie dieses Jahr unter anderem am Tel Aviv Theater Festival teilnahm.

Zwischen Euphorie und Weltschmerz

© JASON McDONALD/NETFLIX



Einer der berühmtesten Dirigenten der Musikgeschichte: Bradley Cooper schlüpft im Biopic „Maestro“ in die Rolle von Leonard Bernstein. Die Wiener Begegnungen in dessen Leben spielen jedoch keine Rolle.

Bradley Coopers Biopic „Maestro“ zeichnet Leben und Lieben des herausragenden Musikgenies Leonard Bernstein nach.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Der Vorsatz, Leonard Bernstein so genau wie möglich zu porträtieren, hat dem Schauspieler und Regisseur Bradley Cooper nicht nur Lob eingebracht. So wurde kritisiert seine Nasenprothese als „Jewfacing“ kritisiert (siehe Kommentar S.59). Abseits dessen sorgen die Bilder des Kameramanns Matthew Libatique für Aha-Momente. So etwa in der ersten Einstellung, die – wie alle Flashbacks – in Schwarzweiß

gehalten ist. Da liegt er. Im Bett mit einem anderen Mann. Womit gleich zu Beginn etabliert wird, dass der Mann, in dem es in diesem Film geht, Männer liebt. Dann gleitet die Kamera in einer nahtlos durchgehenden Sequenz, die metaphorisch wie buchstäblich die Lücke zwischen dem privaten und dem öffentlichen Leben Bernsteins schließen soll, aus dem Schlafzimmer in die David Geffen Hall des Lincoln Centers.

Der 1918 geborene Sohn jüdisch-ukrainischer Eltern, der stets politisch aktiv war, sich für die Rechte der Afroamerikaner einsetzte, gegen Atomwaffen protestierte, für Abrüstung kämpfte und als einer der ersten Benefiz-Konzerte für Aids-Opfer gab, leitete die größten Orchester rund um den Globus, komponierte zahlreiche

Stücke und Musicals, wurde mit Auszeichnungen überhäuft, darunter 16 Grammys, sieben Emmys, zwei Tony Awards und einem Kennedy-Preis. Der Preis für seine beispiellose Karriere: Phasen von Hochgefühl und exzessiver Lebensgier wechselten ab mit Zeiten tiefer Depression und Angst vor dem künstlerischen Versagen. Bernstein rauchte bis zu 100 Zigaretten am Tag, trank flaschenweise Ballantine's Scotch und betäubte sich mit Schmerz- und Aufputschpillen.

1951 heiratete er die chilenisch-amerikanische Schauspielerin Felicia Montealegre, die Ehe hielt bis zu Felicias Tod im Jahr 1978. Obwohl das Paar ein gemeinhin glückliches Familienleben mit seinen drei Kindern führte, kann von einer Nullachtundfünfzehn-Ehe keine Rede sein. Denn Lenny war ho-

mosexuell – und das wusste seine Frau auch, wie später veröffentlichte Briefe belegen. Zur ehelichen Katastrophe kam es 1976, als der Dirigent immer mehr Zeit mit dem Studenten Thomas Cothran verbrachte. Nach einem Ultimatum Felicias entschied sich Bernstein für den jungen Mann, kehrte aber, als bei Felicia Krebs diagnostiziert wurde, zu ihr zurück und blieb bis zu ihrem Tod.

Um bei der ungewöhnlichen Lebensgeschichte von Leonard Bernstein möglichst nah an der Wahrheit zu bleiben, arbeitete Cooper eng mit den drei gemeinsamen Kindern von Leonard Bernstein und Felicia Montealegre zusammen, mehrere Jahre begleiteten Jamie, Alexander und Nina Bernstein die Entwicklung des Films.

Sex and Cigarettes

Ein mutiger Aspekt des Biopics äußert sich darin, dass Cooper den visuellen Stil der Aufnahmen an die jeweilige Zeit anpasst, beginnend im Jahr 1943, als der 25-jährige Bernstein in letzter Minute in der Carnegie Hall für den erkrankten Dirigenten der New York Philharmonic einspringt. Obwohl er keine Zeit zum Proben hat, schwingt er den Taktstock so brillant, dass sofort klar ist: A Star is born. Bald ist er damit beschäftigt, die Partitur für das Musical *On the Town* zu komponieren, und tauscht weltgewandte Witze mit einer gewissen Felicia Montealegre aus. Doch schon bald nach ihrer ersten Begegnung geraten Leonard und Felicia aneinander. Die erste von vielen Auseinandersetzungen.

„Ich glaube, du könntest mich in zwei Teile brechen“, fasst Felicia ihre Vorahnung in Worte. Im Laufe der – zu Beginn auch sexuell und gegen Ende eher platonisch gelebten – Ehe, versucht Felicia (übrigens großartig gespielt von Carey Mulligan) ihren Ehemann unter Kontrolle zu halten. *Maestro* versucht höchst engagiert, die bedeutenden Orte und Momente in Bernsteins Leben realistisch wieder aufleben zu lassen, einschließlich der gemeinsamen Wohnung des Ehepaars in Dakota. Großartig illustriert ist auch eine Szene, in der sich Leonard und Felicia im Wohnzimmer streiten, während am Fenster die geschmückten Trucks der „Macy's Day“-Parade

an den Fenstern vorbeiziehen. Ein damals im amerikanischen Fernsehen ausgestrahltes Interview aus dem Jahr 1955, in dem Leonard und Felicia über Musik- und Eheleben Rede und Antwort stehen, wird in *Maestro* fast Wort für Wort, Aufnahme für Aufnahme, nachgestellt.

Die frühen Phasen ihrer Romanze werden als schwarzweißes Backstage-Melodram aus den 1940er Jahren präsentiert, ein Wirbelsturm aus schnellem Reden, hektischem Tempo und wilden Traumsequenzen. Der Film weicht dabei nicht jedem Klischee eines Hollywood-Biopics aus: Manchmal besteht die Gefahr, vom Name-Dropping überfordert zu werden: „Hallo, Jerome Robbins, ich habe mich gerade mit Aaron Copland über einen Texter namens Stevie Sondheim unterhalten.“ Und so weiter.

Überforderter Promi

Später, wenn Bernstein bereits ein verwöhnter und vom Ruhm bisweilen ungeduldig überforderter Promi ist, wechselt der Film zu einer Farbe, die an die pastellartigen Technicolor-Töne der 1970er Jahre erinnert.

Cooper gibt sich (mitunter allzu) sichtlich Mühe, den großen Komponisten und Dirigenten als komplexe Musiklegende zu spielen. Einige Male wird im Film erwähnt, dass sich der *Maestro* gerade in Wien befindet, oder von dort zurückgekommen ist. Seine Wien-Besuche und das, was ihn mit dieser Stadt verband, wird jedoch nie gezeigt. Dabei hätten Wien-Szenen sehr gut illustrieren können, wie sich Bernsteins großer Familiensinn, die Liebe zu seiner Mutter und die Beziehung zu den eigenen Kindern äußerte.

Wunzis Vanillekipferln

Zum Beispiel seine jahrzehntelange Freundschaft mit der im Vorjahr verstorbenen, einstigen ORF-Mitarbeiterin Renate Wunderer, die sich selbst ironisch „Wunzi“ nannte – oder wegen ihrer körperlichen Fülle bisweilen auch „Venus von Kilo“. Nach einer von ihm dirigierten Aufführung an der Wiener Staatsoper Anfang der 1970er Jahre wollte Wunzi dem von ihr verehrten *Maestro* im Hotel Sacher auflauern und ihn um ein Autogramm bitten. Freundlich erfüllte er Wunzis Autogramm-Wunsch. Sie reichte ihm

zum Dank ein Papiersäckchen. Bernstein verschwand im Lift, während Wunzi glücklich lächelnd das Autogramm anstaunte. Plötzlich öffnete sich die Lifttür erneut und Bernstein trat heraus. Die Vorderseite seines schwarzen Anzugs (ein Frack?) war weiß, bedeckt von einer hellen Puderschicht, die nach Vanille roch. In der Hand trug er ein zerknülltes Säckchen. „Das ist der Geschmack meiner Kindheit, den ich nie wieder so erlebt habe. Wo haben Sie das her?“, fragte er die völlig perplexen Renate Wunderer. Die wiederum überredete mich, sie stante pede mit dem Auto zu ihrer Mutter zu bringen, um diese zu einer nächtlichen Produktion von Vanillekipferln zu nötigen, die wir wunschgemäß an der Sacher-Rezeption ablieferten. Für Wunzi und Lenny war dies der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Davon zeugen zahlreiche Briefe und Gedichte, die Leonard Bernstein meist in (s)einem ziemlich guten Deutsch an seine Wiener Vanille- und Seelenfreundin schrieb. Eine symbolische Schachtel Vanillekipferl war übrigens auch bei der Ausstellung *Leonard Bernstein: Ein New Yorker in Wien* zu sehen, die das Jüdische Museum Wien vor fünf Jahren zu dessen 100. Geburtstag organisierte.

Wiens dunkle Seite

Einerseits war Bernstein offensichtlich von der Stadt selbst begeistert: ihrem Orchester, ihrer kulturellen Atmosphäre, ihrer gewissen Gemütlichkeit. Andererseits war ihm die dunkle Vergangenheit Österreichs nur allzu bewusst. „Ich genieße Wien enorm“, schrieb er 1966 an seine Eltern, „so sehr es ein Jude nur kann.“ Und in einem Brief an seine Eltern bekannte er auch: „Was sie die ‚Bernstein-Welle‘ nennen, die über Wien hinweggefegt ist, hat einige seltsame Ergebnisse hervorgebracht. Plötzlich ist es in Mode, Jude zu sein.“

Vielleicht folgt ja die deutsch-österreichische Version eines Biopics, die einige Wiener Episoden einbezieht. Nachlesen kann man diese in Büchern wie Renate Wunderers *Venus von Kilo* und *Let's go to Gustl: Anekdoten über Leonard Bernstein* von Michael Horowitz.

Ab 8.12. in den Kinos (ab 20.12. auf Netflix)



Nur ein Buchstabe unterscheidet Identitär und Identität

KOMMENTAR VON ANDREA SCHURIAN

Eigentlich bin ich ja der Meinung, dass jemand, der Stimmen aus dem Netz hört, schleunigst einen Arzt aufsuchen sollte. Aber nun haben es die Stimmen aus dem Netz in die Schlagzeilen der Medien geschafft, weil, Skandal, ein nichtjüdischer Schauspieler – Bradley Cooper – im Biopic *Maestro* ein jüdisches Musikgenie – Leonard Bernstein – spielt. Der geniale Pianist, Komponist und Dirigent hatte neben einer beeindruckenden Haarpracht bekanntlich auch eine markante Nase. Cooper nicht, obwohl: so klein ist seine ihm angeborne Nase nun wieder auch nicht. Wie dem auch sei, zwecks größtmöglicher Ähnlichkeit mit Bernstein trägt Cooper für die Rolle nicht nur eine Perücke, sondern auch eine Nasenprothese. Jewfacing!, zwitschern die Netz-Stimmen erbost, die große Nase bediene antisemitische Klischees und Stereotypen. Und überhaupt: Warum spiele nicht ein Jude diese Rolle?

Die wackeren Hüter einer woken Moral scheinen tatsächlich Rassismus ihrerseits mit blankem Rassismus bekämpfen zu wollen. Denn was hieße dieser identitätspolitische Unfug zuende gedacht: Dass Bernstein eine große Nase hatte, weil er Jude war? Dass nur Juden große Nasen haben? Dass Juden nur Juden, aber keine Nichtjuden spielen dürfen? Die Diskussion ist ja nicht neu: Als Oscar-Preisträgerin Helen Mirren in dem Film *Golda* die erste israelische Ministerpräsidentin spielte und die israelische Schauspielerinnen Gal Gadot für die ägyptische Pharaonin Kleopatra gecastet wurde, flogen der einen Jewfacing und der anderen Whitewashing

um die Ohren. Dürfen also nur Blonde auch blondhaarige Menschen spielen? Nur aristokratische Darsteller Königinnen und Könige? Und nur echte Mörder Mörder, weil ja nur sie so wirklich wissen, wie dunkel es in der Seele ausschauen muss, damit man einen anderen Menschen tötet? Die Identitären sind sicher dankbar, dass die Woke Society vollenden will, wovon Alt- und Neo-Nazis so sehnsüchtig träum(t)en.

Apropos Nazis: In der 2020 mit einem Oscar für das beste adaptierte Drehbuch ausgezeichneten Kriegs-Tragikomödie *Jojo Rabbit* spielt der Neuseeländer Taika Waititi, geboren als Taika David Cohen, Adolf Hitler. Waititis Vater ist Maori, die Mutter hat russisch-jüdische Wurzeln. „Künftig braucht's dann wohl den Arierpass, damit jemand den Hitler spielen darf“, ätzte Poster „Bixn“.

Ich möchte ja die Netz-Stimmen nicht auf blöde Gedanken bringen, aber: Bernstein war nicht nur jüdisch, sondern bekanntlich auch promiskuitiv und bisexuell. Bradley Cooper ist, wenn man Hochglanzblättern glauben darf, beides nicht. Gemäß LGBTQIA*-Doktrin dürfen aber queere, homo-, bisexuelle oder genderfluide Menschen nur von queeren, homo-, bisexuellen oder genderfluiden Menschen dargestellt werden und Bernstein folglich nur von einem bisexuellen, promiskuitiven Juden. Wie einstens im Dritten Reich muss beim Vorsprechen also nicht nur Stamm- und religiöses Bekenntnis, sondern auch die sexuelle Orientierung geoutet werden. Cis für Cis. Trans für Trans. Schöne neue Welt. Identitär und Identität unterscheiden sich nur durch einen Buchstaben. Bernsteins Kinder haben mit Coopers masken-

bildnerisch vergrößertem Riechorgan übrigens kein Problem, ihr Vater habe ja tatsächlich eine schöne, große Nase gehabt; dass Cooper nachgeholfen habe, diese Ähnlichkeit herzustellen, wäre ihrem Vater sicher recht gewesen. Seine Lebensgeschichte sei bei Cooper, der auch das Drehbuch geschrieben und Regie geführt hat, in den sensibelsten Händen, die sie sich vorstellen könnten. Vermutlich verstehen sie mehr von Kunst als Coopers mehr oder minder talentierte Schauspielkollegen und -kolleginnen. Deren in die Welt gezwitscherte Empörung, dass der jüdische Musiker von einem katholischen Schauspieler mit irisch-italienischen Wurzeln verkörpert wird, zeugt nämlich von einem entlarvenden Unverständnis ihres Berufes.

Darstellende Kunst ist so tun als ob: Man schlüpft in eine Rolle, gibt vor, Vergewaltigungsopfer, Massenmörder, FBI-Agentin, Alien, Ritter, Königin, Bettler oder Präsidentin zu sein. Männer spielen Frauen und Frauen Männer. Cooper verkörpere einen realen Menschen, sagte Joshua Malina, Schauspieler und, ja, in dem Zusammenhang erwähnenswert, Jude. Und dann sagte er auch noch den ultimativ klugen Satz: „Wenn ein Schauspieler eine große Hakennase aufsetzen würde, um Shylock oder einen beliebigen, fiktiven Juden zu spielen, hätte ich ein Problem mit der Verbreitung eines antisemitischen Stereotyps. Juden haben in der Tat keine größeren Nasen als andere Menschen; Leonard Bernstein hatte eine. Das ist das Ende der Geschichte für mich.“

Wenn, dann liegt bei *Maestro* Bernstein-Facing vor – wie das so ist bei einem Biopic.

Eine starke Partnerschaft

© PINKST



Gemeinsamkeiten finden sich nicht nur an den Wurzeln und in den Schriften: Judentum und Christentum.

Über Jahrhunderte war das Verhältnis von Hass und Vorurteilen geprägt. Dabei verbindet Judentum und Christentum weit mehr als sie trennt. Nicht trotz, sondern dank aller Unterschiede.

VON OBERRABBINER JARON ENGELMAYER

Das Christentum entsprang nicht nur historisch und geografisch dem Judentum, sondern auch theologisch-religiös, und hatte zunächst während der ersten Jahrhunderte sehr ähnliche Grundlagen – mit dem bedeutenden Unterschied des Glaubens an Jesus. Als es sich aber stärker global zu orientieren und an die damalige Heidenwelt hinzuwenden begann, wurden auch die gemeinsamen religiösen Grundlagen mit dem Judentum zunehmend vermindert, teilweise als Beschlüsse verschiedener Konzile.

So wurde der Ruhetag, der jüdische Schabbat (Sabbat), Teil des Dekaloges, vom siebten auf den ersten Tag der Woche gelegt. Auch gelten an ihm nicht dieselben Werktächtigkeitsverbote wie von jüdischer Seite. Die Beschneidung soll nicht mehr physisch, sondern metaphorisch am Herzen vorgenommen werden. Gesetze und Regeln der Essensvorschriften für koschere Nahrung gelten nicht. Jerusalem als Zentrum g'ttlicher Offenbarung und gebündelter Heiligkeit wird nicht mehr als irdischer Ort, sondern metaphorisch als Jerusalem des Himmels verstanden. Allgemein wurde durch die Wandlung weg von der jüdischen Religion, welche die Religionspraxis und die damit verbundenen zahlreichen Auflagen im Mittelpunkt seines Bekenntnisses sieht, hin zu einer Religion, welche das Herzensbekenntnis als Zentrum ihrer Glaubenswelt erkennt, auch die Möglichkeit eröffnet, die Völker der damaligen Zeit anzusprechen und zu überzeugen.

Dennoch blieben viele jüdische Inhalte im Christentum erhalten. Die Prophetenschriften des Tanach, der 24 Prophetenbüchern des jüdischen Kanons, sind auch Bestandteil der christlichen Bibel und machen einen großen Teil des Alten Testaments aus. Zentrale Sätze wie „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ haben direkten Eingang von der Tora (Wajikra/Lev 19,18) in das Herzstück der christlichen Religion erlangt.

Auf die vielen Grundlagen des Christentums aus dem Judentum zielt auch folgende Anekdote ab: Kurz nach der Staatsgründung Israels schleuderte ein Antisemit dem Kantor der jüdischen Gemeinde im schweizerischen Lausanne, Zecharia Berkowitz, entgegen: „Verlasst Lausanne, jetzt, wo ihr euer eigenes Land habt, geht dahin! Wir haben euch genug ausgehalten!“ Worauf Berkowitz antwortete: „Wir mögen Fehler haben, aber wir vernachlässigen nicht unsere Familie. Wenn ich gehe, dann nehme ich meine Familie mit: König David und seine Psalmen und Lieder – welche Gebete werdet ihr dann sprechen? Je-

saja und seine Prophetien ... was wird euch bleiben? Jesus? War auch Jude.“

Gemeinsamkeiten gibt es aber nicht nur an der Wurzel und in den Schriften, auch an den bekannten Feiertagen im christlichen Kalender sind die jüdischen Ursprünge oft sichtbar. Einige Beispiele hierfür: Weihnachten etwa beginnt am Abend des 24. Dezember und wird am darauffolgenden Tag fortgesetzt. Ansonsten ist es üblich, den Tag um Mitternacht zu beginnen und zu beenden, warum nicht hier? Im Judentum beginnt der Tag stets mit Sonnenuntergang und endet am folgenden Abend, wie es in der Schöpfungsgeschichte bereits heißt: „Und es war Abend, und es war Morgen – der erste Tag.“ (Bereschit/Gen 1,5).

Der erste Jänner ist nicht nur Neujahr und Jahresbeginn des allgemeinen Kalenders, bis in die 1960er Jahre wurde er in der katholischen Kirche auch als „Fest der Beschneidung“ begangen. Denn der achte Tag nach Geburt eines jüdischen Buben ist in der Regel auch der Tag seiner Beschneidung, und der erste Jänner, der achte Tag nach dem 24./25. Dezember, war folglich der Tag der Beschneidung Jesu, wie im Lukasevangelium beschrieben (2,21).

Das Osterfest hat im christlichen Kalender kein festes Datum, denn es richtet sich nach dem ersten Vollmond im Frühling. Erinnert das nicht an das Datum des jüdischen Pessachfestes, welches stets am 15. des Frühlingsmonats (Nissan), also bei Vollmond, stattfindet? Und ist es nicht eine interessante Parallele, dass das Pfingstfest, was abgeleitet vom altgriechischen „pentikosti“ übers Altins Mittelhochdeutsche „pfingsten“ (=

„fünfzig“) bedeutet, fünfzig Tage nach Ostern stattfindet, ebenso, wie laut der Tora fünfzig Tage nach dem Pessachfest das jüdische Schawuot-Fest (wörtl. „Wochenfest“, abgeleitet von sieben Wochen) stattfinden soll?

Gemeinsamkeiten sind also nach wie vor viele zu entdecken. Dennoch steht ein nicht wegzudenkender grundlegender Unterschied zwischen den beiden Religionen, unausweichlich: die Person Jesus und seine Bedeutung. Dessen Anerkennung entsprach der Erwartungshaltung, oft auch der Forderung der Kirche und ihrer Vertreter gegenüber der jüdischen Bevölkerung, welche für diese zu zahlreichen Tragödien führte, wie beispielsweise die Vertreibung aus Spanien und die Inquisition. Der Anspruch der Substitutionslehre, dass das Christentum als „Neues Israel“ das alte Israel ersetzen würde, ließ keinen Raum mehr für das Judentum.

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965), und im Zuge desselben mit der Erklärung „Nostra aetate“, eröffnete sich ein neues Zeitalter für die christlich-jüdische Beziehung. Denn diese schafft eine gänzlich andere Grundlage, indem mit ihr die Kirche dem Judentum einen eigenen Heilsweg, eine eigene Bestimmung und damit auch ein absolutes Existenzrecht zugesteht. Zugleich ist die Anerkennung, dass mehr als nur ein Weg zu G'tt führen kann, ein großer Meilenstein in der christlichen Theologie. Seither sind die Beziehungen zwischen Christen und Juden gewachsen und gediehen und haben eine feste und solide Grundlage des Vertrauens erhalten, denn nun können sich die beiden Religionen theolo-

gisch „auf Augenhöhe“ begegnen. Als ich vor 15 Jahren die Stelle des Rabbiners von Köln antrat, wurde ich dem Kölner Erzbischof Kardinal Meisner vorgestellt. Nach einem persönlichen Gespräch und Austausch traten wir vor die Journalisten, und der mehr als vierzig Jahre ältere Kardinal verkündete vor versammelter Menge, Humor mit Essenz verbindend: „Darf ich Ihnen vorstellen: mein älterer Bruder.“ Ein solcher Satz wäre in früheren Zeiten wohl kaum denkbar gewesen.

Es sind große, hoffnungsversprechende Zeichen unserer Zeit. Manigfache gemeinsame Deklarationen zeichnen den versöhnlichen Weg in die Zukunft, in Anerkennung der gemeinsamen, aktuellen Herausforderungen – mit den Worten von Chief Rabbi Lord Jakobovits: das „moralische und ethische Gewissen der Gesellschaft zu kultivieren“. Und dies vor allem in starker Partnerschaft nicht trotz, sondern dank aller Unterschiede.

Jaron Engelmayr ist Oberrabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien. Dieser Text ist das Vorwort zum aktuellen Buch „Wie ein jüngerer Bruder. Ein Gespräch über Judentum und Christentum“.

Geschwister-Religionen

Gemeinsam machen sich NU-Herausgeberin Danielle Spera und Dompfarrer Toni Faber auf die Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden der jüdischen und der christlichen Religion. Was glauben Christen, was glauben Juden und was glauben so-

wohl Juden als auch Christen? Spera und Faber sprechen über die Entwicklung von Feinden zu Freunden, über den Wandel, die Versöhnung, den gegenseitigen Respekt der beiden Geschwisterreligionen. Ihr Dialog wird ergänzt durch die Beschreibung jüdischer und christlicher Gottesdienste, ein Glossar jüdischer und christlicher Begriffe sowie historische Zeittafeln.



Danielle Spera,
Toni Faber
Wie ein jüngerer Bruder
Ein Gespräch über
Judentum und
Christentum
Amalthea Verlag,
192 S., EUR 28,-

Tür zu einer riesigen Kultur



Auf der Suche nach Menschen, die noch die alten Klezmer-Melodien spielen können, klopfen Koch und Schachmann an Türen, besuchen Feste und sprachen mit den Menschen über den Gartenzaun.

Ein jüdischer Hochzeitsfilmer verliebt sich in eine Klezmer-Musikerin. „The Klezmer Project“ ist Dokumentation und Spielfilm, Roadmovie und kulturwissenschaftliche Schnitzeljagd.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Vielleicht lässt sich *The Klezmer Project* am besten als kleines Wunder beschreiben, das durch das frische Talent seiner Autoren und Regisseure Paloma Schachmann und Leandro Koch geschaffen wurde. Es ist gleichzeitig eine fesselnde Reise durch Zeit, Raum und die Seelen seiner Protagonisten, eine Dokumentation über Klezmer-Musik und ein hochpolitischer Film, der den aktuellen Zustand jüdischen Kulturerbes hinterfragt. Dazu angeregt wurden die Filmemacher durch ihren Landsmann Giora Feidman, einen der bedeutendsten Klezmer-Musiker un-

serer Zeit. „A freylekhs shtikele“ – ein fröhliches Stückchen – sagt man auf Jiddisch zu dem von ihm besonders hingebungsvoll musizierten Freilach, einem Tanz im 2/4-Takt.

Ihre Recherchen führten Koch und Schachmann in die Ukraine, nach Rumänien und Moldau. Auf der Suche nach Menschen, die noch die alten Klezmer-Melodien kennen und spielen können, klopfen sie an Türen, besuchen Feste, sprachen mit den Menschen über den Gartenzaun.

Viele verschiedene Erzählstränge verweben sich zu diesem zum Nachdenken anregenden, herzlichen, witzigen und unterhaltsamen Film. Als Haupthandlungsstrang dient eine fiktive Version der realen Beziehung des Regieduos: Leandro, ein junger Filmmacher, der seinen Lebensunterhalt damit verdient, jüdische Hochzeiten in Buenos Aires zu filmen, verliebt sich in Paloma, eine schöne, talentierte Klarinetistin, die bei jüdischen Hochzeiten in einer Klezmer-Band spielt. Um das Interesse des Mädchens aufrechtzuerhalten und ihre Beziehung zu festigen, schließt sich Leandro, der zunächst

sein Interesse an diesem Thema vor-täuscht, ihrem Projekt an: einen Dokumentarfilm über Klezmer-Musik zu drehen, die traditionelle und langsam aussterbende Instrumentalmusik der aschkenasischen Juden Mittel- und Osteuropas.

Eine zweite Erzählebene liefert eine Off-Screen-Frauenstimme, die Jiddisch spricht und behauptet, der Teufel selbst zu sein. Diese Stimme erzählt eine faszinierende, Anfang des 20. Jahrhunderts datierende Geschichte über ein anderes Paar, den Totengräber Yankel und die schöne Tochter des Rabbiners Taibele. Sowohl der Teufel als auch der jüdische Philosoph Baruch Spinoza sind stark in ihre Romanze verwickelt.

Mehr und mehr vermischen sich im *Klezmer Project* die fiktionalen Elemente mit wahren Begebenheiten: Als die Klarinetistin Paloma zu einem Gastspiel nach Österreich eingeladen wird, lernt Leandro einen österreichischen Filmproduzenten kennen, der bereit ist, den musikalischen Roadtrip quer durch den Osten Europas zu finanzieren.

NU: Wie würden Sie als Musikerin und Mitglied einer Klezmer-Band die Besonderheit dieser jiddischen Musik beschreiben?

Paloma Schachmann: Ich bin durch die Klarinette auf die Klezmer-Musik gekommen. Denn von Anfang an war mir klar, dass die besonderen Klänge, die man damit erzeugen kann, für eine ganz individuelle Art von Musik stehen. Das Instrument ist eng mit der jüdischen Kultur verbunden. Für mich ist diese Musik eine Mischung aus Trauer, Liebe und Bewegung. Sie ist voller Süße und Seufzern. Trauriges klingt in dieser Musik viel trauriger, Lebenslustiges viel lebenslustiger – und mitelmäßige Gefühle sind darin streng verboten (*lacht*). Klezmer ist auch für mich als Musikerin ein Wechselbad der Gefühle. Eine Streicheleinheit mit Gänsehaut-Atmosphäre. Kaum eine Musik steht mehr für emotionsgeladene und kraftvolle Hingabe an die Höhen und Tiefen eines ganzen Lebens als Klezmer und jiddische Lieder. Beim Spielen wie auch beim Zuhören ist man auf einer ständigen Gratwanderung zwischen Lebensfreude, Melancholie und Sinnlichkeit. Wenn ich Klezmer beschreiben soll, dann kommen mir die Worte wild, zärtlich, verrückt, funky, frech, witzig, sphärisch in den Sinn. Man kann sie auch mit einem Wort beschreiben: Meschugge.

Wie sind Sie als Filmemacher auf die Klezmer-Musik gekommen?

Leandro Koch: Vor diesem Film habe ich nichts darüber gewusst. Und eigentlich war es Paloma, die mich darauf gebracht hat, eine Doku über Klezmer-Musik zu machen. Die uninteressierten, oft auch ziemlich dummen Fragen, die ich in unserem Film über die jüdische Kultur und Musik stelle, waren leider echt. Ich wollte nur einen Film gemeinsam mit Paloma



Leandro Koch und Paloma Schachmann.

mache, das war das Einzige, das ich wusste. Egal über welches Thema.

Wie weit ist die Reise des Klezmer-Projekts eine Suche nach der eigenen Identität, nach Erinnerungen und verlorenen Spuren der eigenen Vorfahren?

Leandro Koch: Bei der Recherche entdeckten wir, dass Klezmer wie eine kleine Tür war, die zu einer riesigen Welt führt, einer riesigen Kultur, der jiddischen Kultur, die in Vergessenheit geraten und von der nur Klezmer übriggeblieben ist. Wir wunderten uns. Natürlich denken wir alle, dass der Hauptgrund dafür der Holocaust war, nicht wahr? Den von uns gefundenen Statistiken zufolge wurden durch den Holocaust zwei Drittel der in Osteuropa lebenden Juden getötet. Aber was geschah mit dem überlebenden Drittel, und wohin ging ihr Jiddisch? Was ist genau passiert? Das war der Ausgangspunkt der eigentlichen Suche. Dieser ganze Prozess hatte einen starken Einfluss auf mein Privatleben, da ich in der jüdischen Gemeinde von Buenos Aires aufgewachsen bin, mich aber nie mit ihr verbunden gefühlt habe.

Wie waren Ihre Erfahrungen und Erlebnisse während der Dreharbeiten? Welche Erkenntnisse ergaben sich daraus für Ihre eigene Identität?

Paloma Schachmann: Die jüdische Gemeinde von Buenos Aires besteht aus Menschen aus verschiedenen Ländern Europas. Es ist wichtig, zwischen Institutionen und Menschen zu unterscheiden, aber im Allgemeinen haben Menschen, die sich mit der jüdischen Gemeinde in Buenos Aires identifizieren, eine bestimmte Denkweise über eine bestimmte politische Haltung und eine allgemeine Einstellung, die ich als „endogam“ bezeichnen würde. Eine gesellschaftspolitische Gegebenheit, die daraus erfolgt, dass die Menschen immer nur innerhalb „ihrer“ Gruppe heirateten und sich fortpflanzten. Für mich persönlich war es wichtig, einmal beide Seiten dieser Medaille zu sehen. Und es war auch interessant und bewegend, die jüdische Musik, die ich kannte, von Roma und Sinti interpretiert zu bekommen.

Sie sagten, dass Sie vor ihrem Treffen mit Paloma nichts oder zumindest nur wenig über die Klezmer-Musik wussten.

Welche Eindrücke von der jüdischen Kultur wurden Ihnen vermittelt?

Leandro Koch: Mein Großvater erzählte mir immer viele Geschichten über das Judentum sowohl in seiner Heimat als auch in Buenos Aires, als die ersten Migranten ankamen. Als ich mir diese Geschichten anhörte und sie mit meinen eigenen Erfahrungen in der jüdischen Gemeinde von Buenos Aires verglich, hatte ich den Eindruck, dass im Laufe der Jahre eine bedeutende Veränderung stattgefunden hatte. Kulturen verschwinden nicht von allein. Sie werden auf natürliche Weise von Generation zu Generation weitergegeben, es sei denn, es gibt den konkreten Wunsch, ihnen ein Ende zu setzen. Meiner Meinung nach liegt der Grund dafür in der Gründung des Staates Israel, der eine neue Kultur hervorbrachte: die israelische Kultur. Dies hatte nicht nur tiefgreifende Auswirkungen auf den Staat Israel selbst, sondern auch auf die Juden der Diaspora. In den jüdischen Schulen in Buenos Aires lernte man nicht mehr Jiddisch, sondern Hebräisch, was die Identität der Menschen und die Wahrnehmung ihrer eigenen Kultur drastisch veränderte.

Haben Sie die Absicht, ihre musikalische Spurensuche fortzusetzen und noch weitere Filme zu diesem Thema zu machen?

Paloma Schachmann: Durchaus! Aber ich möchte darüber keinesfalls meine Musik vernachlässigen.

Leandro Koch: Ich möchte gerne noch viele Filme mit Paloma machen (*lacht*). Aber wenn Sie damit meinen, dass ich Filme drehen soll, um Antworten auf alle Fragen über das Wesen der jüdischen Kultur zu suchen, die *Klezmer Project* offengelassen hat, dann muss ich doppelt so alt werden wie Manoel De Oliveira. Der wurde 106 Jahre alt und hat mit 103 seinen letzten Film gedreht.

„The Klezmer Project“ startet am 26. Jänner 2024 in den österreichischen Kinos.

Monumental und filigran



Der ungarische Schriftsteller Péter Nádas in der Berliner Akademie der Künste, 2022.

Zu „Aufleuchtende Details“ von Péter Nádas.

VON LITERATURNOBELPREISTRÄGERIN
HERTA MÜLLER

„Ich tue Grünzeug hinein, sagte meine Großmutter, denn sie war nicht nur rastlos tätig, sondern sie hätschelte, kostete, besetzte jede ihrer Bewegungen mit vertrautem Geplapper. Ich verstand nicht, warum sie das tat, warum sie mit dem Topf, mit der Suppe sprach. (...) Sie quasselte sinnlos vor sich hin, denn kein Mensch sprach mit ihr, schon gar nicht mein schweigsamer Großvater. (...) Ereignisse wurden registriert, nicht aber kommentiert. Tag für Tag, Jahr für Jahr hörte Arnold Tauber Cecilia Nussbaum zu. Ich verstehe nicht, wie er das aushielt. Er schaute sie meist gar nicht an. (...) Sein Blick versank gewissermaßen im Zuhören, er machte keine Bemerkungen oder Einwände, er wollte sie nicht unterbrechen, er lächelte bescheiden und untergeben, löste sich im Zuhören auf. Das Zuhören war wohl ein Akt der Liebe. Und doch lächelte er nicht der Großmutter zu, sondern sich selbst. Oder ich weiß nicht wem.“

Diese Großmutter lebt in einer städtischen Familie und sie bleibt mit ihrem dörflichen Naturell einsam. Sie

war als „zerbrechliches junges Mädchen mit Wespentaille“ nach Budapest gekommen und wurde Schleiferin bei einem Silberschmied, wo sie den Großvater Arnold Tauber traf. Nádas schreibt: „Ich glaube, sie war direkt auf Großvater losgesteuert.“

Und er schreibt auch: „Wenn Großvater sie beim Kosenamen Cili nannte, sah man durch seine Gereiztheit und ihre peinlichen Lächelversuche hindurch plötzlich in das geheime Leben der beiden hinein.“

„Immer gab es in ihrem Wortgebrauch, ihren Satzbauten, ihrer Intonation etwas Regelwidriges, Überraschendes, das mich stutzig machte, so dass ich auf nichts anderes mehr achtete als auf diese Eigenheiten“, schreibt Nádas.

Die Großmutter spricht in drei Sprachen gleichzeitig: jiddisch, deutsch und ungarisch.

„Großmutter sagte nicht, ich solle nicht verschwenderisch sein, mit dem Geld um mich werfen, sie sagte, sei doch nicht umwerfend. Das da ist ein umwerfender Mensch. Der dort, der ist ein großer Umwerfender.“ Sie sagt nicht, jemand sei lebensuntüchtig, sondern er sei „unlebbbar“.

Mir scheint, sie verwendet die Adjektive nicht als Eigenschaft der Dinge, sondern als Zärtlichkeiten, die genauso

wie das Essen den Hunger stillen. Den Hunger nach Nähe: Denn: „Sie sagte, ich kaufe gute Butter. Als könne sie auch eine schlechte Butter kaufen. Ich koche schnell mal ein gutes Bohnensüppchen. Als würde jemand absichtlich eine schlechte Bohnensuppe kochen. Ich mache eine gute kleine Einbrenn zu diesem Kürbisgemüse, gut Dill dazu.“

Sie sagt auch: „Ach hol mir schon einen Tropfen Wasser. Ich sterbe vor Durst. Einmal brachte ich ihr wirklich nur einen Tropfen Wasser. Der Hunger zerfrisst mir den Magen. Was nur bedeutete, dass Essenszeit war.“ Ihre Übertreibungen klingen seltsamerweise gleichzeitig sogar wie Verniedlichungen.

Zu ihrem Sprechen gehören aber auch regelrechte Ausbrüche, lautes Jammern, als zerbreche in den kleinen alltäglichen Dingen die ganze Welt. Péter Nádas nennt dieses Sprechen „rituelle Tiraden, die nirgendhin führen“. Man glaubt beim Lesen, dass diese Großmutter die Sprache im Körper wiegt, dass sie sich selbst gültig machen will durchs Lamentieren. Es entsteht eine Verzückung, eine Betörung des Ich, um die Arbeit ihrer Hände zu beglaubigen. Und zu ertragen.

Sie sagt dem Kind: „Ihr sollt nicht durch mich hindurchblicken, hört ihr. Lange verstand ich nicht, warum sie mich in der Mehrzahl ansprach, wir waren ja allein. Als stehe sie nicht vor mir allein und nicht nur ich blicke durch sie hindurch. Für sie existierte ich in der Mehrzahl.“

Man weiß nicht, sind es bloß mitgebrachte, dörfliche Sprechweisen. Oder ist es das unbewusste Zurückfallen an Orte, aus denen das Jiddische vor langer Zeit gekommen war. Ist in diesen Worttiraden Flucht, Unbehaustheit, Angst. Nádas spricht von „ritualisiertem Schmerz“, von dem man nicht weiß, was er mit „dem Leben eines Menschen anstellt“. Und in einem ganz anderen Zusammenhang spricht er vom ersten Liebeskummer in seinem Leben als „Musterschmerz“. Mich hat das Wort Musterschmerz nicht mehr losgelassen. Es hat sich auf Cecilia

Nussbaum übertragen. Kann ein ewig altes Leid der Anderen weitergereicht – also ohne Wahl bei der Großmutter vorhanden sein. Sind ihre schweren traurigen Satzgirlanden das von den Verfahren geerbte Gedächtnis des Ghettos, der Pogrome – also ein Musterschmerz. Als hätten die Wörter niemanden mehr außer ihr.

Mir scheint, Cecilia Nussbaum lässt die Wörter flattern bis sie böse werden, um selbst nie böse sein zu müssen.

„Du bist ein Niemand. Verstehst du, schrie sie, ein Niemand. In meinen Augen bist du eine große Null, ein großer Niemand. Ich schaue durch dich hindurch. Du bist Luft für mich. Das sagte sie zwecks größeren Nachdrucks mehrmals. Ein Niemand, eine Null, ein Nebbich. Kleine Rotznase, kreischte sie. Wie ist denn das möglich, dass eine solche kleine Rotznase so mit mir umgeht. Es ist aus. Du bist nicht mehr mein kleiner Enkel. Ich verleugne dich. Auch meinen Fingerring mit dem Türkis wirst du nicht erben, sondern Mártilain. Ich verstoße dich. Merk dir das auf ewig. Von mir wirst du nichts, aber auch gar nichts erben. Ich verstoße dich auf ewig aus der Familie. Sie brach in lautes Schluchzen aus, riss über dem Busen an ihrer Kleidung.“

Cecilia Nussbaum liebt das Kind, dem sie das sagt. Mir scheint, sie bettelt ihre eigenen Worte an. Sitzt in der Liebe nicht sowieso Angst und die sanfteste Art der Erpressung. Péter Nádas sagt, in ihren Ausbrüchen war „nichts Persönliches und Familiäres, es trieb vielmehr das Familiäre aus der Person hinaus.“

Das Porträt der Cecilia Nussbaum ist ein grandioses Sprach-Porträt. Sie verausgabte sich in ihrer kleinen Welt, die wahrscheinlich überhaupt nicht klein ist, sondern eine große Verlorenheit, ein Außer-sich-sein. Péter Nádas spricht von „Ichlosigkeit“.

Und am Ende ihres Lebens und am Ende dieses Buches wird Cecilia Nussbaum dement und verliert sogar die Zusammenhänge ihrer Kochkunst. Und sie macht Einbrenn mit Waschpulver. Sie verlernt das Kochen und der Großvater verlernt das Reden.

Großvater Tauber sitzt „ganze Tage lang auf einem höchst unbequemen Stuhl“. Kerzengerade mit den Händen zwischen den Knien und schaut in den Garten. „Er sagte nichts, fragte nichts

unaufgefordert sprach Großvater seit Jahren nicht mehr, schon gar nicht von sich selbst,“ schreibt Nádas.

Aber bis es soweit ist, stellt sich Cecilia Nussbaum mit ihren Worttiraden der Existenz. In ihrer Person wird das Elementare undurchdringlich. Das Gewöhnliche kriegt ein Gewicht, das wehtut. Und ich glaube, gerade von diesem Sprechen hat Péter Nádas schon damals als Kind auf eine beiläufige Weise gelernt, das schrille und stumme Gewicht der Wörter zu empfinden, zu insistieren bis es dem Gesagten selber wehtut. Es geht ums Suchen im Wort. Und wenn Nádas die feinste Nuance hat, konstatiert er: „Das war das Wort.“ Oder: „Das war das Wort dafür.“

Geboren wird Péter Nádas 1942. Über die ersten Jahre seiner Kindheit, als Budapest von den Nazis belagert und bombardiert wurde, schreibt er: Die Menschen waren in dieser Stadt „nicht einfach mutig, sie waren tollkühn.“ Die jüdische Familie lebt versteckt mit gefälschten Dokumenten und hilft auch anderen Familien mit Verstecken und gefälschten Dokumenten. Großvater Tauber benutzt dafür chemische Substanzen, die er aus seiner Goldschmiedewerkstatt bestens kennt. Man nennt es Papierwäsche. Man löscht die Daten und trägt neue Daten ein „mit brauner, blauer oder schwarzen Tinte, die nach alten Rezepten hergestellt und auf verblichen frisiert war.“ Es war „Präzisionsarbeit“. Stempel und Unterschriften mussten intakt bleiben. Mit den gleichen Substanzen dieser chemischen Reinigung wurde in dieser Hungerszeit auch das wenige Fleisch, das man hatte, haltbar gemacht.

Nádas schreibt: Magda und Klára, also seine Mutter und seine Tante mussten die gefälschten Papiere kurz vor der Dämmerung an die konspirativen Adressen verteilen oder einem Kontaktmann übergeben.

„Sie waren Freiwild. Jede militärische Streife konnte sie jederzeit abknallen. Die Gestapo und die Pfeilkreuzler hatten Folterkammern. Sie arbeiteten mit originellen mittelalterlichen Instrumenten, Halsschrauben, Daumenschrauben oder Spießen, die in den Enddarm getrieben wurden.“ Menschen verschwanden und tauchten nie wieder auf. „Ein Verschollener zu sein,“ schreibt Nádas „war in den Jahren nach der Belagerung eine eigene

Existenzform.“ In dem Wort „verschollen“ war noch Hoffnung. Das Wort Tod wurde gemieden, es wäre ja endgültig gewesen.

Über die Mutter Klára und ihre Schwägerin Magda schreibt Nádas, sie „hatten sich gern und verstanden sich, das Gefühl der Gemeinsamkeit ließ ihre Freundschaft bestimmt noch wachsen; die gemeinsame Familie und das gemeinsame Genossentum verliehen ihnen gewissermaßen einen Zusatz an Sicherheit. Aber sagen wir doch auch, dass sie sich eine Prise betonter liebten, als es sich damals für Frauen schickte, eine andere Frau zu mögen. Ich glaube, dieser aus späteren Zeiten stammende Eindruck ist nicht falsch, auch weil meine Mutter in ihrer Brieftasche aus Schlangenleder das Bild einer Frau aufbewahrte. Als ich sie einmal fragte, wer diese Frau sei, errötete sie regelrecht, sie, die sonst nie errötete, sie war nicht der Typ, sie sprach den Namen der jungen, struppig kraushaarigen Frau mit zärtlicher Verehrung aus.“ Sie sagte, die Frau sei „zu ihr in irgendein kommunistisches Seminar gegangen, und die Pfeilkreuzler hätten sie auf offener Straße ermordet.“

Péter Nádas sagt, dass in dieser gefährlichen Zeit eine Zuneigung unter Genossinnen entstehen musste, weil sie so maßlos aufeinander angewiesen waren. Und weil sie denselben Zukunftsglauben an den Kommunismus hatten. An diesen ersten ehrlichen Wunsch-Kommunismus, dessen Ideale dann, wie man weiß, schon zu Beginn so schäbig ruiniert wurden. Denn schon die ersten Wahlen 1947 wurden gefälscht.

Nádas sagt, dass die Zuneigung unter Genossinnen „von anderen Arten der Zuneigung abweicht und ganz bestimmt von einer kleinen lesbischen Tendenz gefärbt war.“ Und er sagt auch: „Es gibt kein politisches System und keine intellektuelle Bewegung, die keine Verirrung kennt und in denen der Eros nicht in die unmittelbare Nähe der politischen Überzeugung gerät.“

Nádas' Feststellung über den Eros in den Gruppen politisch Verfolgter erklärt mir für mein eigenes Leben in der Diktatur sowohl die riskante Treue als auch den profitablen Verrat.

Und genauso wichtig ist für mich Nádas' Unterscheidung zwischen Zuneigung und Liebe. Die Zuneigung ist

empfindsamer als die Liebe. Nádas zeigt, wie trotz ständiger Differenzen die Familien-Liebe abstumpft, aber dennoch vorhanden bleibt. Aber die Zuneigung verlöscht, weil sich die Eltern nach 1945, immer mehr in den schäbigen Kommunismus verstricken.

Die Mutter verliert ihre freche Wärme, ihre sinnliche Intelligenz. Und der Vater hat statt seiner geduldigen Erklärungen für das Kind nur noch knappe Sentenzen. Das Wort Vernunft, das so grundlegend in der Familie war, wird diffus. Vernünftig blieben sie vielleicht – aber vernünftig im Opportunismus und mit immer mehr Angst vor der sowjetisch dirigierte Hetze. Es sind die Stalin-Jahre, wieder kann jeder verhaftet werden, diesmal von den eigenen Genossen als Sektierer oder Verräter. Es wird gesäubert. Das Wort „abhängen“ wird zum normalen Begriff fürs Ermorden. Diese bürgerlichen Eltern erklären sich zu Proletariern und wissen jeden Tag, dass sie es nicht sind. Sie verbiegen sich, bis sie nicht mehr wissen wollen, wie der ehrliche, der Wunschkommunismus aussah, wie sie selber früher einmal waren.

Zu alledem fällt mir wieder das Wort „Ichlosigkeit“ ein. Doch die Eltern verlieren sich in ihrem politischen Aufstieg ganz anders als Cecilia Nussbaum. Nádas sagt, sie waren „nicht mehr die Repräsentanten der Wirklichkeit, sondern die Gefangenen des Scheins.“ Sie werden zum Scheinproletariat. Und immer dabei – die verdammt reale politische Angst vor den Denunzianten in der Partei, vor den Worten Sektierer und Verräter. Die Willkür der Säuberungen wird trotzdem als Notwendigkeit akzeptiert. „Denn es beschäftigte mich“, schreibt Nádas „was geschehen würde, wenn sich auch von unseren Eltern (er hat einen vier Jahre jüngeren Bruder Pál) herausstellen sollte, dass sie Verräter sind. Auch ich würde dann geschnitzt werden.“ Die Mutter hatte ihm nämlich gesagt, die Kinder der Verräter werden „in ein Institut gebracht und dort zu anständigen Menschen geschnitzt.“ Aus der Zeit der Belagerung wissen diese Eltern, wie kostbar das Wort ANSTÄNDIG ist, weil es Leben gerettet hat, auch ihr eigenes. Und jetzt stellt die Mutter dieses Wort zur Disposition und benutzt es im Sinne der Partei und macht es so schäbig wie die Zwangsadoptionen selbst. Die El-

tern werden gezwungen in eine leere Villa zu ziehen, aus der die Besitzer vertrieben wurden. Jetzt wohnen dort nur hohe Funktionäre und der Diktator Rákozi. Es ist ein Sperrgebiet. Die Budapester nennen es „Kaderberg.“ In der Villa wird auf Geheiß der Partei alles Prachtvolle demoliert. Es gibt eisige Winter, aber keine Heizung mehr. „Ich stand in den leeren Zimmern“, schreibt Nádas. „Ich stand im schmerzhaft hellen Wintergarten. Tat in den leeren Zimmern rein gar nichts. Ich ging von einem zum anderen. Die leeren Zimmer besetzten mein ganzes Wesen, alles was ich war und bin. Daraus bin ich entstanden. Ich musste sie jeden Tag betrachten, ihre Stille hören.“

Nádas ist jetzt sieben Jahre alt. Er erinnert sich an den langen Zaun mit den Wachhunden um die Rákozi-Villa: Die waren „auf den Mann scharf gemacht“. Und manchmal sah er drei gleiche Autos mit weißen Spitzenvorhängen und in einem davon saß Rákozi.

Beim Lesen von Péter Nádas Büchern entstehen immer Überblendungen. Ist es der Blick des Fotografen? Die weißen Spitzenvorhänge werden so gruselig wie die weißen spitzen Zähne der Hunde.

Als Stalin stirbt, ist Péter Nádas elf Jahre alt. Er schreibt: „Ich blieb mit meiner Erschütterung über Stalins Tod in der Familie sozusagen allein. Ich bat meine Großmutter Cecilia Nussbaum um einen schwarzen Stoff, vielleicht habe sie so einen in ihrem Flickensack, denn die Wandzeitung in der Schule war noch am nächsten Tag rot gedruckt. Das durfte nicht so bleiben. Sie fand nur ein altes schwarzes Unterkleid. Ich zerschnitt es, trennte die Spitzen ab und fasste die Tafel der Wandzeitung damit ein. Meine Mutter schien eher befremdet, als wäre sie angewidert von dem, was sie und mein Vater mir eingegeben oder in mir geweckt hatten. Genau das war das große Problem ihres Lebens,“ sagt Nádas. Er merkt immer öfter, dass die Eltern „methodisch und übereinstimmend logen“. Der Vater ist im Ministerium zuständig für die Lorenz-Maschine, für die verschlüsselte Kommunikation und das Abhören von Gesprächen. Ihn fährt ein Chauffeur und die Mutter hat einen hechtgrauen Dienstwagen. „Aber soviel ist sicher,“ sagt Nádas, „dass un-

sere Eltern in den vier Jahren nach der Belagerung die Spitze ihrer Laufbahn erreichten.“ Auch die Tante Magda, die mit ihrem damenhaft herrischen Naturell immer schon dominant auftrat, und noch ungerührter Karriere macht. Und nie ins Straucheln kommt. Ihre Ichlosigkeit ist grenzenlos. Sie zweifelt nie an der Partei. Sie hasst noch im Alter die großen Renegaten Imre Nagy, Djilas, Koestler, Gide, „weil sie mit der Partei öffentlich brachen.“ Schwer herzkrank und gebrechlich, sagt sie den ungeheuerlichen Satz: „Mich darf nur meine Partei begraben, niemand sonst.“

Aber für die beiden Eltern wird der Parteigehorsam schon nach 4 Jahren zu viel. Sie sind ihrem bedingungslosen Gehorchen nicht mehr gewachsen. Nach innen schon lang nicht mehr und schließlich auch nach außen. Im überwachenden Staat merkt man das schnell.

Es kommt die bittere Zeit des Abstiegs. Die Mutter rebelliert gegen die Familienpolitik Rákozis. Sie wird unbequem, dann lästig, dann untragbar. Sie wird herabgestuft. Entlassen muss man sie nicht mehr. Man weiß ja, sie hat bereits eine Krebsoperation hinter sich, man braucht nur noch ein bisschen Mitleid. Man wartet ab.

Und in derselben Zeit wird der Vater der Unterschlagung von Geldern beschuldigt. Er weiß, dass er unschuldig ist und kämpft besessen um sein Recht. Doch die Genossen Beamten lassen ihn fallen. Nádas sagt, „sie warten ab, waschen sich nicht mal das Haar, soll es ruhig fettig werden. Sie warten auf den neuen Mann. Mein tödlich getroffener Vater war an seinem Arbeitsplatz entlassen worden, es lief ein Verfahren gegen ihn, schreibt Nádas, wir saßen in der kalten Villa und hatten kein Geld. Zu meinem Geburtstag kaufte er mir 500 Gramm Paprika-Wurst zu zwei zwanzig. Das Festliche daran war, dass er stolz die teurere Wurst gekauft hatte. Das war mein letzter Geburtstag. Als ich das Geschenk aus dem fettigen Papier auswickelte, brauchte ich meine ganze kindliche Selbstdisziplin, um nicht loszuheulen. Ich deckte den Tisch, wie es sich gehört. Mit Damastservietten und silbernen Serviettringen. An die nachfolgenden dachte mein Vater in seiner Qual nicht mehr, und das war auch gut so.“ Nádas sagt, die Eltern „stürzten stumm ins nichts.“

Die Mutter kämpft mit all ihrem Lebensmut gegen den Krebs. Nádas schreibt: „Meine Mutter war schon todkrank, als sie mir zwischen zwei Krankenhausaufenthalten die Grundschritte der Gesellschaftstänze beibrachte, Tango, Foxtrott, Slowfox, aber auch Walzer, Polka und Csárdás. Ihr verstümmelter Körper erstrahlte. Ihre Tanzleidenschaft übertrug sich auf mich oder ich hatte sie geerbt.“ Von Cecilia Nussbaum hatte der 11-jährige Péter Nádas sich unter der Hand das Kochen abgeschaut. Er kocht jeden Tag ein Essen und bringt es der Mutter ins Krankenhaus. Er wäscht und bügelt, bringt ihr auch jeden Tag frische Wäsche.

Herzzerreißend ist die Szene mit dem 1. Mai-Umzug:

Auf der Tribüne, „die Genossen in ihren ungeschlachten Moskauer Mänteln.“ Unten die Mutter mit der Armbinde zuständig für den reibungslosen Ablauf der Arbeiterbrigaden, die an der Tribüne vorbeiziehen. Sie hat ihr 11-jähriges Kind an der Hand. Und ganz zuletzt, am Ende des Umzugs passiert es. Sie lässt seine Hand los, reißt sich die Armbinde ab und beginnt damit in Richtung Tribüne zu winken. „Winke auch du“, sagt sie. Sie hebt die Arme und schwenkt, so todkrank wie sie ist, die Armbinde und ruft hysterisch glücklich: „Esleberákozi, Eslebediepartei, Esleberákozi, Eslebediepartei, was nur ich hören, nur ich sehen konnte, niemand sonst und ich weiß nicht, warum, aber ich konnte nicht mitwinken.“

Die Mutter, obwohl todkrank und degradiert, versucht noch einmal verzweifelt eins mit der Partei zu sein. Es ist ein Rückfall in die alte Ichlosigkeit.

Es ist ein tragisches Aufbäumen gegen die Krankheit und eine hilflose, irrationale und imaginäre Versöhnung mit der Partei.

Die Mutter stirbt zwei Wochen später mit nur 46 Jahren.

Der Vater verliert den Halt. Drei Jahre später, mit 49 Jahren nimmt er sich das Leben. Er schreibt einen Abschiedsbrief an die Partei und bittet um Verzeihung, dass er auch die beiden Kinder Péter und Pál „mitnehmen“ wird. Und als er merkt, dass er das nicht übers Herz bringt, ergänzt er den Brief und entschuldigt sich, dass er die Kinder den Genossen und ihrem Schicksal überlassen muss.

Auf der ersten Seite der „Aufleuchtenden Details“ steht das rätselhafte Motto: „Als ich an dem Mittwoch“. Dieser abgebrochene Satz hält das Buch in der Schwebe. Erst auf Seite 870 wird er ausgeschrieben und lautet: „Als ich an dem Mittwoch geboren wurde.“ Gemeint ist der Mittwoch des 14. Oktober 1942. Ein Geburtstag für ihn, und ein Todestag für 1947 Juden im Ghetto von Misotsch in der Ukraine. Der Tag an dem Nazis sie ermordet haben. „Meine Mutter hätte doch sehen können, in was für eine Welt sie mich hinausstieß“, schreibt Nádas. „Jetzt mit 74 Jahren sage ich, dass ich mich im weggemachten Zustand besser gefühlt hätte, denn als Überlebender.“

Auf der letzten Seite des Buches spricht Nádas vom „zweimaligen Verbluten“ in seinem Leben. Von diesem Mittwoch der Geburt und vom blutigen Ende der ungarischen Revolution 1956. Sie dauerte nur 13 Tage. Dann kamen Scharfschützen und Panzer aus Moskau. Und das Blutbad. So infam wie

heute in der Ukraine behaupteten die Russen auch damals, in Budapest gegen Faschisten zu kämpfen. Was 1956 geschah, war eine „epochale Trennung“ Ungarns vom westlichen Europa. Und was Orban heute treibt, ist zwar kein drittes Verbluten im Leben von Péter Nádas, führt aber in die gleiche Richtung und ist ein Desaster für Ungarn.

Dieses Erinnerungsbuch ist monumental und filigran. Es ist eine Kartografie der Gefühle, ein Heimatbuch auf der Haut, ein Kindheitsepos. Es ist sogar ein poetisches Sachbuch des osteuropäischen Sozialismus. Und es ist ein Buch gegen jede politische Ichlosigkeit.

Ich möchte nur noch ein paar Sätze erwähnen, die mir im Herz pochen.

„Wie willst du dich denn in Lackschuhen retten lassen.“

Oder

„Wir haben einen Gott mit Tiernatur, er ist jeder menschlichen Handlung machtlos ausgeliefert, (...) insofern ist er wirklich allmächtig.“

Oder

„Im Leben gibt es Stunden, in denen man das Gefühl hat, die Luft bestehe aus Stoff.“

Es sind Sätze für immer.

Und der letzte Satz des Buches lautet: „Tut mit leid.“

Dieser gewöhnliche Satz meint etwas Fundamentales: „Ich sage es ohne Pathos und ohne Trauer, dass mein Leben im Zeichen eines zweimaligen Verblutens gestanden hat. Seither hasse ich nicht nur jegliche Tyrannei, sondern kann auch von den Schwächen, billigen Komödien und gefährlichen Voreingenommenheiten der res publica und der Demokratie den Kopf nicht abwenden. Tut mir leid.“

Am Abend des 6. Oktober wurde beim Lesefest „Literatur im Nebel“ in Heidenreichstein aus dem Erzählband *Leni weint* des diesjährigen Ehrengastes, des jüdisch-ungarischen Schriftstellers Peter Nádas, vorgelesen: „Menschen zu töten ist möglicherweise lustvoll und notwendig, aber keinesfalls einfach. Und eine größere Gruppe von Menschen zu töten ist besonders gefährlich und kompliziert“. Diese Beschreibung nationalsozialistischer Tötungsindustrie klingt im Nachhin-

ein wie eine Vorahnung des Blutbades, das Hamas-Terroristen anderntags in Südisrael anrichteten. Nádas, der die Verwerfungen des vorigen Jahrhunderts zu mehr als tausendseitigen, sprachlich fulminanten Roamen verdichtete, wusste zu seinem achten Lebensjahr, wie er in seinem autobiografischen Roman *Aufleuchtende Details* schreibt, nicht, „dass er sich im Sinn der Nürnberger Gesetze von 1935 [...] als Jude betrachten müsste“.

Am 7. Oktober, als frühmorgens die

Hamas in Kibbuzim tötete, schändete, vergewaltigte, folterte, entführte, an diesem Tag würdigte Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller in Heidenreichstein ihren Freund und Kollegen Peter Nádas mit einem betörend klugen Vortrag. Dort die Entmenschung, hier die Menschlichkeit.

„Es gibt kein Vergessen, nicht einmal dann, wenn wir uns zu unserem größten Glück nicht an alles erinnern“, heißt es bei Peter Nádas. Das gilt insbesondere auch für diesen 7.10.2023.

Terror ist kein Widerstand

Schwierig, in traumatischen Zeiten wie diesen den Humor nicht zu verlieren. Über Antisemitismus lässt sich nicht spaßen. Auch Ronni Sinai und Nathan Spasić sind diesmal nachdenklich.

Nathan: Ronni, mir ist eigentlich nicht zu spaßen.

Ronni: Vielleicht lassen wir es diesmal bleiben und überlassen das vorletzte und das letzte Wort unserem geschätzten Rabbiner. Ob ihm wohl was Humoriges in dieser Zeit einfällt?

Nathan: Ich denke, man kann traumatische Ereignisse bestimmt auch mit Humor abhandeln. Ich fände es ein wenig grotesk und deplatziert, wenn wir „business as usual“ machen würden. Wie siehst du das?

Ronni: Humor ist bekanntlich, wenn man trotzdem lacht. Schließlich zeigte uns Sigmund Freud, dass der humoristische Lustgewinn aus erspartem Gefühlsaufwand hervorgeht. Tatsächlich kann man sich Mitgefühl mit den Opfern von Krieg und Barbarei sparen, denn Heuchelei solcher Art hat noch niemandem geholfen. Wie hältst du es denn mit deiner Anteilnahme?

Nathan: Ich versuche mich nicht auf politische Diskussionen einzulassen, die darauf abzielen, diese Barbarei in Kontext zu setzen. Man stelle sich nur vor, Leute wären nach dem Bataclan-Anschlag auf die wirren Motive der Terroristen ernsthaft eingegangen. Leider passiert das im Fall von Israel und ist entweder unüberlegt, wider besseren Wissens oder einfach nur Zeugnis einer allgemeinen Haltung in Bezug auf Juden. Terror ist kein Widerstand. Terror ist Terror.

Ronni: Selbstverständlich gibt es keine Rechtfertigung für Terror. Die

Tatsache, dass wir als Juden geboren wurden, hat uns natürlich in unserem Mindset geprägt. Dennoch stelle ich mir oft die Frage, wie ich wohl über den Nahostkonflikt denken würde, wenn ich kein Jude wäre, den gleichen Wissensstand vorausgesetzt. Ich wäre vermutlich der Ansicht, es liegt in der Verantwortung einer gebildeten und aufgeklärten Gesellschaft, wie man sie in Israel vorfindet, Terroristen mit Gewalteinsatz wohl auszuschalten, aber eine Lösung für die Zivilbevölkerung voranzutreiben – anstelle eines dauerhaften Militäreinsatzes. Wie würdest du es denn als Nichtjude sehen?

Nathan: Der dauerhafte Militäreinsatz ist aber leider Produkt einer jahrelangen Abkehr der Palästinenser vom Frieden. Ach, ich weiß es nicht. Eine Lösung wird es wohl nicht geben, sondern eher ein Spiel auf Zeit. Den Versuch, möglichst lange eine Gefährdungssituation zu vermeiden. Wenn dein Gegenüber eine Terrormiliz ist, dann ist Frieden unmöglich. Aber was weiß ich. Jedenfalls endet es dann immer so, dass jüdische Einrichtungen in Europa attackiert werden und Leute auf den Straßen antisemitische Parolen skandieren. Wie, findest du, sollte man gegen BDS- und Hamas-Sympathisanten vorgehen? Eine Erweiterung des Verbotsgesetztes?

Ronni: Ich glaube, dass mit Verboten wenig erreicht werden kann. Wäre es nicht vielleicht einmal ein Ansatz, die Berichterstattung über Demos zu unterbinden? Den Sympathisanten macht man doch die größte Freude mit Aufmerksamkeit. Würde es den Medien nicht um Umsatz gehen, sondern wären sie sich ihrer Verantwortung bewusst, könnte der Aktivismus dieser Art ins Leere zielen. Man versteckt sich halt hinter der Pressefreiheit und macht sie zum unantastbaren Tabuthema. Kannst du meinen vielleicht provokanten Argumenten etwas abgewinnen?

Nathan: Ich verstehe was du meinst. Und man sollte wohl in Schulen und

auch in der Erwachsenenbildung nicht nur auf den historischen, sondern auch den israelbezogenen Antisemitismus aufmerksam machen. Es ist vor allem bedauerlich, dass sich einige Linke oftmals auf die falsche Seite schlagen. Der Ursprung dessen ist wohl ein Gemenge aus einem falsch verstandenen Antirassismus und einer vermeintlich antiimperialistischen Weltanschauung. Das führt dazu, dass Politiker wie etwa Mélenchon in Frankreich, aber auch einige hierzulande, sich unwiderruflich auf die Seite von Barbaren schlagen, die nicht nur Israel, sondern auch ihre eigene Bevölkerung tyrannisieren. Und Politiker haben es ja bislang leider mit jedem Blödsinn immer in die Medien geschafft.

Ronni: Ja, mittlerweile kenne ich Menschen, die sich Nachrichtensendungen und den sozialen Medien verweigern. Die oft erwähnten sich häufenden psychischen Probleme von Jugendlichen hängen wohl weniger mit den realen Umständen zusammen, in denen sie sich befinden, sondern viel mehr mit dem übermäßigen Medienkonsum. Nathan, mich interessiert, wie du als junger Mensch mit der Flut von erschreckenden Informationen umgehst. Was macht das eigentlich mit dir?

Nathan: Ich habe vor rund einem halben Jahr alle sozialen Medien und Nachrichtendienste, abseits der SMS-Funktion meines Handys, gelöscht – aus Gründen der Psychohygiene. Es ist wirklich ein befreiendes Gefühl. Schreckliche Bilder sieht man ohnehin auch in klassischen Medien wie Zeitung oder Fernsehen, doch die Informationen sind sortiert und meistens einigermaßen gut recherchiert. Und guten Journalismus bekommt man ohnehin nur im NU, je nachdem, wie unser vorletztes Wort ausfällt.

Ronni: Dem kann ich mich nur vollinhaltlich anschließen ... und das ist mein letztes Wort!



Vom Beginn der Zores

VON OBERRABBINER PAUL CHAIM EISENBERG

In einer so schwierigen, traurigen Zeit, wie wir sie gerade erleben, hilft es, in die Tora zu schauen. In Bereschit, Kapitel 12, finden wir, dass der Ewige Awram ins Gelobte Land geschickt hat:

„Und der Ewige sprach zu Awram: Gehe aus deinem Lande und aus deinem Geburtsorte und aus dem Haus deines Vaters in das Land, das Ich dir zeigen werde. Und Ich werde dich machen zu einem großen Volke, und dich segnen, und groß machen mit deinem Ruf; und du sollst ein Segen sein. Und Ich werde segnen, die dich segnen, und wer dir flucht, den werde Ich verfluchen [...] Und Abram ging, wie der Ewige zu ihm geredet hatte und sein Neffe Lot ging mit ihm.“

Und im Kapitel 13 heißt es: „Awram war sehr reich [...] Und auch Lot hatte Schafe und Rinder. [...] Und es wurde Zank zwischen den Hirten der Herden Awrams und den Hirten der Herden Lots. Da sprach Awram zu Lot: Nicht doch sei Streit zwischen mir und dir, und zwischen meinen Hirten und deinen Hirten, denn wir sind ‚Brüder‘. Trenne dich doch von mir!“

Die Lehre, die wir daraus ziehen können: Dass manchmal ein wenig Distanz besser ist, als wenn der eine auf dem anderen klebt. Awraham und Lot haben sich voneinander getrennt, und es war gut.

Ich möchte noch eine Stelle aus der Tora anführen, Bereschit, Kap. 16: „Und Sarai, die Frau Awrams, gebar ihm nicht und sie hatte eine ägyptische Magd namens Hagar. Und Sarai sprach zu Awram: Siehe doch, der Ewige hat

mir keine Kinder gegeben, komm doch zu meiner Magd, vielleicht werde ich durch sie Kinder bekommen.“

Später gebar Sarai wirklich einen Sohn (und wurde zu Sara), Hagar und ihr von Awraham gezeugter Sohn Ischmael mussten das Haus verlassen. Im Koran lautet diese Geschichte genau andersherum: Nämlich das Ischmael der eigentliche Erbe Awrahams war. Das ist der Beginn unserer Zores mit den Ismaeliten, also den Arabern, die man auch mit dem Abraham-Friedensabkommen nicht lösen konnte.

Konflikte sind so alt wie die Welt. . Anfangs wurden Auseinandersetzungen Mann gegen Mann mit Ring- und Boxkämpfen bestritten. Später wurden Holzprügel verwendet, dann Metallwaffen, Messer, Schwerter und Degen. Ein Entwicklungssprung waren Pfeil und Bogen und ähnliche Waffen, mit denen die Gegner einander ohne direkten Kontakt bekämpfen konnten. Heute stehen Panzergeschosse, Bomben, Raketen und Drohnen zur Verfügung. Je weiter diese Waffen reichen können, umso weniger sicher sind die Grenzen zwischen den Kämpfern. Nur ein echter, beidseitiger Friedensschluss wird die Gefahr beseitigen, dass Kämpfe über große Distanzen wieder aufflammen.

Bei einem Waffenstillstand wird zum Schutz und zur territorialen Verteidigung auch die letzte waffentechnologische Entwicklung nicht ausreichen. Man möge sich nicht einbilden, dass die Fortentwicklung der Waffentechnik auch ein Fortschritt für die Menschlichkeit ist. Im Gegenteil. Wenn man eine Rakete abschießt,

drückt man auf den Knopf und weiß nur die Richtung, sieht aber nicht den einzelnen Menschen, den es trifft.

Die Terroristen der Hamas, die im Oktober in die Wohnungen und Häuser der Kibbuzim entlang der Grenze eingedrungen sind, haben alte Waffen – Messer, Gewehre – benutzt, um Menschen brutal massakrieren und zu entführen. Sie sahen bei ihren grauenvollen Mordtaten erbarmungslos in die angstgeweiteten Augen ihrer Opfer und ergötzen sich an ihrer Todesangst. Selbst wenn man so aufgerüstet ist wie Israel, gibt es keine Sicherheit. Das hat uns dieses Pogrom so schmerzhaft gezeigt. .

Aus dem Süden und Norden wurden Menschen aus Sicherheitsgründen vorübergehend abgesiedelt. Etliche Raketen aus Gaza landen in Gaza selbst; andere schaffen es bis Israel, manchmal sogar weit ins Land, und explodieren auf einem Feld, ohne Menschen zu verwunden. Viele Hamas-Raketen werden vom Iron Dome abgeschossen; doch auch von diesem Dome fallen Splitter herab, verletzen Menschen körperlich – und oft nur seelisch.

Man kann von Israel nicht erwarten, auch die zweite Wange hinzuhalten. Aber ich möchte noch einmal auf Awraham und Lot zurückkommen. Als Lot in einem Krieg gefangen genommen wurde, gelang es Awraham, ihn aus der feindlichen Gewalt zu befreien. Ich möchte den Militärexperten und der Armee keine Ezzes geben: Aber vom jüdischen Standpunkt her hat die Befreiung der Geiseln immer höchste Priorität.

Autorinnen und Autoren



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Deborah Engelberg

Deborah Engelberg absolviert ihr Bachelorstudium in Computer Science und Wirtschaft an der Brandeis University in Boston.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von *NU*.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Cheli G

hat in Wien, Kopenhagen und Malmö studiert. Sie ist als Lehrerin an einer österreichischen Schule mit besonderen Herausforderungen tätig und arbeitet nebenbei als Grafikerin.



Simon Mraz

ist Kunsthistoriker und Ausstellungsmacher. Er arbeitete im Dorotheum, ehe er von 2009–2020 die Leitung des Kulturforums Moskau übernahm. Seit 2021 ist er freier Mitarbeiter der Kultursektion des österreichischen Außenministeriums.

© LAURINE CHARPION



Herta Müller

wurde 1953 im deutschsprachigen Nitzkydorf in Rumänien geboren und lebt seit 1987 in Berlin. 2009 erhielt sie den Literaturnobelpreis. Ihr Werk wurde in über 50 Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien *Eine Fliege geht durch die Wand* (Hanser, 2023).



Mark E. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunst- und Zeitgeschichte. Sein besonderes Interesse gilt postkonzeptueller Kunst und der Gedenkkultur in Österreich.



Michael J. Reinprecht

ist freier Autor. Der ehemalige Diplomat war Leiter der EP-Nahostabteilung in Brüssel, Fellow an der University Southern California in L.A., davor langjähriger Chef des EP-Infobüros in Wien. Sein Romandebüt *Ludwig* ist im Verlag Löcker erschienen.



Andrea Schurian

ist *NU*-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



Danielle Spera

ist *NU*-Herausgeberin und Geschäftsführerin von *KMJ – Kultur. Medien. Judentum*. Sie leitete bis Juli 2022 das Jüdische Museum Wien und war davor langjährige ORF-Journalistin und Moderatorin.



René Wachtel

lebt als selbstständiger Unternehmer in Wien.

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum

Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian (Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Sophie Furtner (Lektorat)
Ronni Sinai (Online)

SATZ & LAYOUT

Richard Klippfeld

DRUCK

Riedeldruck GmbH
Bockfließerstraße 60,
2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.



LAND
TIROL

Vom Gauhaus zum Landhaus

Ein Tiroler NS-Bau
und seine Geschichte

**5. Oktober 2023
bis 4. Mai 2024**

Ausstellung im Landhaus,
Eduard-Wallnöfer-Platz 3
in Innsbruck

www.tirol.gv.at/erinnern



nu, wollen Sie ein Abo verschenken?

Ab nur EUR 23,- für 4 Ausgaben!

Hier mehr erfahren und bestellen: www.nunu.at/abo-verkauf/
oder schicken Sie uns ein e-mail: office@nunu.at